



Inhalt: Victor Hugo, von R. A. Heigel (mit Illustration). — Gothenwick. Novelle von Otto Roquette. — Der Körper unserer Erde, von H. Beta. — Im Reich der Träume. — Wie soll man Kinder kranken? — Indische Frauenbräute. — Die Smaragd-Insel, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Die bürgerlichen Kreise von Paris und die Frauen. Originalcorrespondenz. — Kraft und Größe. — Die Mode, von Veronika v. G. — „Ich liebe, was fein ist!“ Lied von W. Hopffer. — Modenbild nebst Beschreibung. — Logograph. — Nebus. — Ausflügen des Nebus und der Charade Seite 184. — Correspondenz.

Victor Hugo.

Ein rauhes Felseneiland — Guernsey — der normannischen Küste gegenüber, von der rufelosen Flut des Kanals ewig besäumt; auf dieser Insel eine Stadt, alt, verwittert, seltsam; die Häusergruppen — Häuser mit Erfern und Siedeldächern — den Kaunen des Felsen sich anschmiegend, durch Treppen verbunden, wir übereinander geschichtet, als hätte einst in wilder Sturmnacht, wo Welle über Welle stieg, das Meer sie angeschwenmt. In einer Straße höchst über den andern ein ehrwürdiges Gebäude, Hauteville-House, und im obersten Stockwerk desselben ein Belvédère, von welchem die Drifflamme weht. In diesem Belvédère entglimmt, wenn die Flut in der Ahnung der Sonne lauter rauscht, der Morgenwind die Wimpeln der Schiffsmasten aufwärts reißt und am Quai und auf den Schiffen es lebendig wird, eine einsame Lampe.

Es ist die Arbeitslampe Victor Hugo's. Aus Frankreich seit 1851 verbannt, lebt derselbe seit 1854 auf Guernsey, zu Füßen das Meer, vor sich, wie ein Schemen der Hoffnung, die französische Küste, in sich den erhabenen Schmerz eines Verbannten und den erhabenen Trost eines Dichters.

Eines wahren Dichters — denn was immer man gegen ihn sagen mag und kann: dies muß man dem Verfasser von Werken wie Notre Dame de Paris; le dernier jour d'un condamné zc. zugestehen, daß er die drei Weisheitsgötter besitzt: ein volles Empfinden, den Drang zu gestalten und die Kraft dies zu thun. Es mag ihm begegnen, daß er den Purpur zuweilen zu theatralisch trägt, aber niemals wird er den Purpur ablegen.

Victor Hugo ist vierundsechzig Jahre alt, aber das graue Haar ist Schnee auf einem Vulkan, ein Zufälliges, das auf die innere Flut keinen Einfluß übt. Die Seelust, körperliche Übungen und wohlgeordnete unermüdete Arbeiten erhielten seinen Geist, sein ganzes Naturreich in ungechwächter Frische. In einem kleinen Gemache des erwähnten Belvédère von Hauteville-House schläft er auf einem Sammetdivan, der zugleich als Sitz dient. Um fünf Uhr Morgens steht er auf und begibt sich sofort nebenan in sein Cabinet, das einem photographischen Atelier ähnlich sieht. Da sind einige Stühle, ein kleiner Tisch; da und dort liegen Bücher zerstreut, ein Arbeitsplatz, das Victor Hugo aus übereinander gestellten Schemeln und Folianten sich selber konstruirt hat, das ist die ganze Einrichtung — aber wach ein Gemach: es gewährt die Aussicht auf das Meer!

Victor Hugo schreibt an seinem seltsamen Rullestisch, auf große blaue Papierbogen, mit einer Gänsefeder. Da er an dem, was er schreibt, unermüdet feilt, schreibt, streicht und wieder schreibt, so schwellen in den Zeilen wahre Hügel an, deren schwarzes Gesicht das rechte Wort krönt. Denn anders als Lamartine, der, Dank seiner Gabe improvisirend zu schreiben, nie auch nur ein Wörtchen zu corrigiren braucht und dessen Stahlfeder in leichten zierlichen Zügen unaufhaltsam über das satinierte Papier tanzt, anders als Lamartine überlegt Victor Hugo jedes Wort, bevor er dasselbe niederschreibt, und überdenkt, wenn er es geschrieben. Er macht Papier und Feder kreischen, wie einer seiner Bekannten sich ausdrückt, il fait crier la plume et le papier. Nicht selten finden sich im Texte Versuche von Umrißen seiner Gestalten, unformliche Silhouetten, die aber von seinem innern Kampf und Ringen Zeugniß geben.

Die so mit seiner altmüden, aber ausdrucksvollen Schrift bedeckten Seiten läßt er ausgebreitet trocknen; nach vollbrachter Tagesarbeit dann schließt er das Manuscript ein und beobachtet darüber bis zur Vollendung des Ganzen fast immer strenges Schweigen. Auch während des Schaffens selbst bleibt er unnahbar, er arbeitet einsam, nur das Meer und den Himmel zu Zeugen.

Daß seine Manuscripte auch im wörtlichen Sinne Goldes werth sind, ist bekannt; bekannt, daß ihm für die Veröffentlichung

seines letzten Romane „die Meeres-Arbeiter“*) in Neu-Itolons ein Honorar von hunderttausend Franken angeboten wurde, und daß er es ausschlug, weil er überzeugt war, daß man denselben nicht stückweise bringen dürfte. Viel, vielleicht mehr als je, läßt sich auch gegen diese jüngste Schöpfung Victor Hugo's sagen. Die Erzählung hält nicht, was der Titel verspricht; es ist der romantische Kampf, das Abenteuer eines Einzelnen, eine Robinsonade auf einem unfruchtbaren Felsen im Meere. Man muß auch zugestehen, daß Victor Hugo sich nicht selten ins Breite verliert, in Dunkelheiten, ja, in Geschmadslosigkeit gefällt. Aber so hoch der Unmuth und die Lächerung gehen, sie reichen nicht an seine Stirn, die Gott geküßt. Er ist ein Dichter, ein Name, dessen edlere Deutung bald nicht mehr begriffen werden wird, denn — nein, lassen



Victor Hugo.

wir uns nicht von der eigenen Armuth verfinstern, die Träger des Idealen werden nicht aussterben, so lange es ein Meer, einen Sternenhimmel und — edle Frauen gibt.

[576] R. A. Heigel.

Gothenwick.

Novelle von Otto Roquette.

Ich war ein noch sehr junger Arzt, als ich mich in der alten Hafenstadt G. an der Ostsee niederließ. Was jeder Anfänger in meiner Lage durchmachen muß, dürfte auch ich erwarten. Ein gewisses Mißtrauen in einen so jugendlichen ärztlichen Beistand, eine Zuwartung auf einen günstigen Fall, der eine Bürgschaft für meine Befähigung gäbe, hielt meine neuen Mitbürger eine Weile

*) Die Uebersetzung dieses Romane, der in Paris bereits acht Auflagen erlebte, erschien im Verlage von Otto Zante in Berlin.

ab, sich in ersten Lagen an mich zu wenden. Ich war darauf vorbereitet und in meinen Lebensverhältnissen von Hause aus günstig genug gestellt, um mir anfangs an einer unentgeltlichen Armenpraxis genügen zu lassen. Schon nach Jahresfrist aber wollte mir das Glück so wohl, daß das Publikum plötzlich aufmerksam auf mich wurde und die älteren Collegen der Stadt einen gefährlichen Nebenbuhler in mir erkennen wollten. Ein benachbarter Gutsbesitzer litt an einer schweren Gemüthsstörung. Die Familie hatte ihn nach der Stadt gebracht und, einer ärztlichen Entscheidung harrend, mit ihm in dem Hause, wo ich mich eingemietet, Wohnung genommen. Der Fall interessirte mich und ich besuchte die Familie, anfangs nur als Hausgenosse, bald aber als ernstlicher Berather. Der Zustand des Kranken, der von den älteren Aerzten bald als unheilbar erklärt wurde,

erschien mir nämlich keineswegs als völlig verloren und so geschah es, daß die Familie, je mehr man ihr die Hoffnung benehmen wollte, sich vertrauensvoll zu mir wendete, der ich noch Trost und eine Aussicht auf Besserung geben konnte. Der Kranke ward meiner Behandlung allein überlassen, und ich muß bekennen, es war mehr durch eine Günst des Glückes, als durch meine Kunst, daß der Kranke wirklich völlig wieder hergestellt wurde. Trotzdem erfüllte mich ein frohes Selbstbewußtsein und die Dankbarkeit der mir bereits befreundeten Familie gab mir eine schöne Genugthuung. Das Aufsehen dieses Ereignisses war nicht gering. Die ganze Geschichte, durch irgend eine gar zu bereite Hand fast novellistisch eingeleitet, stand bald in der Zeitung zu lesen. So wenig mich dies freute, da es mir von anderen Aerzten den Vorwurf der Charlatanerie zuzog, so ließ sich die Heilung des Herrn von J. doch nicht läugnen und die Seinen thaten Alles, meinen Ruhm auszubreiten. Ich war fortan ein vielbegehrter Arzt, mein Ruf und meine Stellung in der Stadt gesichert, ich hatte Tag und Nacht, drinnen und draußen auf dem Lande zu thun.

Eines Tages erhielt ich einen Brief aus einer etwa fünfzehn Meilen entfernten Stadt, der mich ebenfalls zu einem Geisteskranken rief und zwar ausdrücklich auf Grund jenes in der Zeitung geschilderten Falles. Allein die Art und Weise, wie ich mich auf dem Schlosse Gothenwick einführen sollte, erschien mir so abenteuerlich, daß ich die Sache für eine Mystifikation anah, für einen Streich, den mir irgend Jemand spielen wollte. Ich warf den Brief bei Seite, antwortete nicht, sprach auch in der Gesellschaft nicht davon. Das war im Frühjahr. Im Spätherbst aber erschien ein zweiter Brief, von einer anderen, wie mir schien weiblichen Hand, worin der Ruf auf das Dringendste wiederholt wurde. Dieser zweite Brief, der aus einem schwer bedrängten Herzen zu kommen schien, bewegte mich sehr. Ich verglich ihn mit dem ersten, dessen Schriftzüge, fest und charakteristisch, eine männliche Hand verriethen. Eine Namensunterchrift aber fehlte beiden, dagegen war das Abenteuerliche, zu dem man die Behutsamkeit meines Auftretens zu steigern wünschte, beiden Briefen gemeinsam. Ich war fremdet, doch mein Mißtrauen legte sich etwas, zumal durch den rührenden Ton der neueren Schrift.

In demselben Tage noch brachte ich in dem mir am meisten befreundeten Hause das Gespräch auf die Universitätsstadt G. und ihre Umgegend, und erfuhr, daß es in der That ein Dünendorf und Schloß Gothenwick gäbe, ein paar Meilen von jener Stadt, an einer Bucht der Ostsee gelegen. Man wußte, daß es einem Freiherrn von L. gehöre, hatte von seiner Verarmung und Zerriethung häuslicher Verhältnisse, schon von alter Zeit her, gehört. Die Angaben darüber lauteten verschieden und unbestimmt, immerhin aber deuteten sie auf traurige Zustände. Von einer geistigen Krankheit des Besitzers wußte man nichts.

Nun kurz, ich beschloß den Besuch zu machen, und ich läugne gar nicht, daß neben meinem Pflichtgefühl auch etwas von jugendlichem Drange zum Abenteuerlichen mich zu dem Entschlusse brachte. Dürfte ich neue Erfahrung dabei erwarten, so malte meine Ahnung mir auch so etwas wie ein Erlebnis aus. Ich entgegnete unter der mir angegebenen Adresse poste restante und meldete mich auf einen bestimmten Tag an. Inzwischen

ordnete ich meine laufenden Geschäfte und meine Vertretung in der Stadt. Nach acht Tagen, da ich bereit war zur Abreise, erhielt ich nochmals einen Brief und zwar von der Hand des ersten Schreibers, der mir das genaue Innehalten der vorgeschriebenen Weise nochmals dringend ans Herz legte.

So fuhr ich denn auf der Post, auf damals noch keineswegs bequemen Landwegen nach einem etwa zehn Meilen entfernten kleinen Städtchen. Dort nahm ich einen Mietswagen, ein unglückseliges Gefährt, und gelangte durch tiefe Sandwege unter dem aufgespannten Regenschirm bis zum Strande der See. Hier, in einem armen Fischerdorfe, sollte ich ein Boot nehmen und mich nach Gothenwiek rudern lassen. Einige rüstige Leute fand ich wol, die mich an Ort und Stelle zu bringen versprochen, allein es war keine freundliche Aussicht, sich bei strömendem Regen und scharfem Winde den hochgehenden Wellen zu vertrauen, zumal da ich, nicht an der Küste geboren, auch keineswegs seegewohnt war. Dazu hatten wir Mitte October, der Herbst war früh eingetreten. Im Lande flog bereits das gelbe Laub von den Bäumen, hier am öden Strande sauste der Wind über kahle Dünen, selten um einen krüppelhaften Kiefernbusch streifend.

Eine Stunde lang wartete ich, um einen bestigeren Regenguß vorübergehen zu lassen. Dann bestiegen wir das Boot. Meine vier kräftigen Fischer hatten mächtig zu arbeiten. Bald tanzte das Boot auf dem Kamm einer Welle, bald schoß es in einen Abgrund, um von hochaufgebäumtem Schaume übergossen und in die Höhe geschleudert zu werden. Wochte der Regen auch aufgehört haben, die salzige Flut, die uns wild brausend umgab, sendete Glisse von allen Seiten über uns her. Schwarzgrün war das Meer, der Himmel grau, der schwindende Strand kahl, dürftig, unerfreulich. Wo werden wir landen? dachte ich. Auf meine Frage, ob das Ufer bei Gothenwiek ähnlich sei, nickte einer meiner Ruderer zur Bejahung. An eine Unterhaltung war nicht zu denken. Die starken Burschen hatten alle Kraft und Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit zu richten. Sie sahen mich wol ab und zu mit ihren großen wasserblauen Augen verwundert an, aber zu einer Frage über meinen Zweck ließ es ihr Phlegma nicht kommen. Der Fremde, so mochten sie denken, gab sich dem Elemente hin, gegen dessen Gefahren sie abgestumpft waren, er hatte guten Lohn versprochen, sie hofften ihn an das Ziel zu bringen, das Andere war nicht ihre Sache.

Aber verrecknet hatten sie sich dennoch, denn zu hoch ging die See, als daß sie mich nach zwei Stunden schon, wie sie gemeint, ans Land setzen konnten. Es vergingen vier, und bei der Schwierigkeit, in so heftiger Brandung zu landen, auch fünf Stunden. Die letzte war in der That gefahrvoll genug und ließ mich vergessen, den Strand, vor welchem wir uns mühten und umhergeschleudert wurden, näher ins Auge zu fassen. Endlich nach harter Arbeit und Anstrengung war unser Fahrzeug aus der Gefahr, von der Brandung umgeschlagen zu werden, und bald sprang ich auf den Uferstrand, noch verfolgt von der letzten mir heftig nachschleudenden Schaumwelle. Meine Ruderer zogen das Boot ans Land und empfingen ihren Lohn. Sie schienen zufrieden. Ich fragte, ob sie fogleich wieder heimkehren? Sie verneinten es, wollten die Gelegenheit benutzen, im Dorfe vorzusprechen. Ich sah kein Dorf ringsumher und hätte mich gern den Leuten angeschlossen, die einen tiefen Sandweg zwischen den Dünen hinauf zu waten begannen. Einer von ihnen sah sich um, sie schienen jetzt von mir zu sprechen. Schon war ich willens ihnen zu folgen. Aber jener letzte Brief an mich schrieb mir vor, ich sollte mich gedulden, da man mich bestimmt abholen werde, und ich geduldet mich.

Da stand ich an einem fremden, ungaslichen Strande, zwischen dessen Sandhügeln die Männer, die mich ausgesetzt, verschwunden waren. Hohe Dünen, mit Stranbhafer bewachsen, deckten den Blick ins Land zu. Ueber sie her kamen Schaaren von Krähen geflogen, erfüllten die Luft mit Geschrei und senkten sich zum niederen Ufer, um den Möwen ihren Raub streitig zu machen oder auf dem Sande nach einem Auswurf des Meeres zu suchen. Denn höher und höher ging die Brandung, sprang in weißem Gischt sich aufbäumend um die mächtigen Steine, die wie ein schwarzer Riesennarm vom Land in die See griffen, oder ledte, breiter sich ausgießend über den schlagen Sand, zu den Dünen hinauf. Von der Flut vertrieben erkstieg ich eine Dünenanhöhe. Welch ein Anblick! Wie ein im Hochgang erstarrtes Wellenmeer lag diese Dünenwelt um mich her. Gebirg und Thal von weißem Uferlande hoben sich, senkten sich, hier von dürem Strandgras befrücht, dort von kriechemdem Kieferngebüsch umdunkelt, das sich mit zu Tage liegenden Wurzeln in den Sand klammerte, dort gepfeicht von Weidenruthen, die ihre wenigen gelben Blätter dem jagenden Winde preisgaben. Ein Labyrinth, worin ich keine menschliche Spur erblickte und in das ich meinen Fuß nicht zu setzen wagte! Was beginnen? Fast eine Stunde schritt ich auf dem Kamm einer Düne umher, auf der einen Seite die tobende See, auf der anderen die starren Tiefen und Höhen des Sandes, darüber der graue Herbsthimmel und trübender Wind. Endlich war in dieser unwirthlichen melancholischen Umgebung meine Geduld erschöpft. Durchnäht von Seewasser, frierend, ohne den Anblick eines menschlichen Wesens zu erlangen, das mich hier erwartete, beschloß ich, mir jenen Weg zu suchen, den meine Fischer genommen hatten. Es war wider die Anordnung meines Briefes, allein es begann bereits zu dunkeln und äußere Umgebung wie innerer Muthwillen fingen an, mich meine Abenteuerfahre bereuen zu lassen.

So kroch ich den Sandweg, der sich zwischen Dünenbergen immer hinauf zögerte, entlang. Mit Reisegepäck war ich nicht eben beladen. Einen kleinen ledernen Mantelsack, wie er damals in Gebrauch war, trug ich unter dem Arme, den Mantel selbst um die Schultern. Je höher ich kam, desto dichter wurde das Nadelholzgestrüpp, bis es sich zu einem Kiefernwalde gestaltete. Auf festerem Boden schritt ich hier fort. Die schmale Waldstrecke lichtete sich bald und ich sah unter mir ein weites wellenförmiges Flachland, erkannte rechts ein ärmliches Dorf, links hinter Bäumen ein paar Giebel, die vielleicht dem Schlosse angehörten. Mehr aber nahm die Umgebung meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ich stand vor einer niederen Bretterumzäunung, welche kleine, von Menschenhand gebildete Sandhügel in Menge umschloß. Es war ein Begräbnißplatz, eine öde, kummervolle Stätte. Der unfruchtbare Sand spottete jeder Bemühung, den Hügeln Reiz und Schmuck zu geben. Graue Flechten wucherten statt des Rasens, spärliches Laubholz, ein wenig Birkengesträuch stand umher, nur eine einzelne mächtige Kiefer schickte aus ihrer Krone melancholisch tiefe Klagen herab. Wenn mir jemals ein Kirchhof den Eindruck trostloser, hoffnungsloser, erstorbener Ginde gemacht, so war es dieser. Allein nicht lange sollte ich ihn einsam sehen.

Denn kaum hatte ich mich der Umzäunung genähert, als ich den Weg vom Dorfe her einen Leichenzug heraufkommen sah. Vier junge Fischer trugen auf ihren Schultern den Sarg. Ihnen folgte der Geistliche, ein weißhäuptiger Greis, dem der anstei-

gende Sandweg recht beschwerlich zu werden schien. Darauf Männer und Frauen, junge und alte, das halbe Fischerdorf. Auch meine vier Ruderer erkannte ich in dem Zuge. Als er den Kirchhof betrat, verbarg ich mich hinter einem Kieferngebüsch, denn jetzt, wo mir der Anblick von Menschen wieder zu Theil ward, wenn auch unter trüben Verhältnissen, kam mir die Instruction meines Briefes noch einmal in den Sinn, meine Gegenwart nicht zu verrathen. So hörte und sah ich die Beerdigung mit an. Der alte Geistliche, nachdem er sich von der Anstrengung des Weges erholt hatte, hielt die Leichenrede. Ich entnahm daraus, daß die Hülle, die man dem Dänenlande vertraute, einem jungen Burschen von zwanzig Jahren gehörte, der den Tod in den Wellen gefunden hatte. Der geistliche Herr besprach es wie nichts Ungewöhnliches. Es war eine Rede, dürftig, öde, wie die Vegetation dieser Dünen, Gedanken und Erfindungen, wie sie nur die Vertrautheit mit dem Tode, der Rigorismus des Daseins hervorrufen konnte. Mich schauerte, denn trotz einer gewissen Kindlichkeit, die gläubig aus den lebensamen Greisworten hervorsah, meinte ich doch, daß eine solche Grabrede die Gemüther eher in tiefste Schwermuth versenken, als mit Trost erfüllen könne. Ich beobachtete die Umstehenden. Die Frauen weinten. Die bärtigen Männergesichter starrten finster oder gelassen drein, die jungen mit troziger Gleichgültigkeit oder nichts sagendem Phlegma. Ich kannte dieses Geschlecht noch nicht und diese Natur war mir damals noch neu. Ich habe beides in einem langen Leben kennen gelernt. Ich erfuhr, wie die Scene sich wandelt, wenn ein erster Sonnenblick des Frühlings, wenn der Sommertag über diese Ginde geht, wie es auch hier noch blüht und zu Licht und Farben kommt und welch ein Gemüth unter der apathischen Außenseite dieser Menschen verborgen ist. Schwer und zögernd wie die Haideblume aus dem starren Waldboden will es zu Tage, denn es ist gewöhnt an die rauhere Seite seines Lebens. Sie beherrscht das Dasein. Diese Natur hat dieses Geschlecht gebildet, es gehört zu ihr, es kennt und will nichts Anderes.

Während man den Sarg in die Grube ließ und Aller Aufmerksamkeit sich auf diese Handlung richtete, benutzte ich den Moment, mein Versteck unbemerkt zu verlassen und den Heimkehrenden auf dem Wege nach dem Dorfe womöglich zuvorzukommen. Denn es wäre wol der am wenigsten günstige Augenblick gewesen, hier Erkundigungen über mein Reiseziel anzuknüpfen. Es gelang mir, am Waldestrande die Landstraße zu gewinnen. Ein Laubgebüsch, der Park des Schlosses, war bald erreicht. Ein Graben trennte es von der Landstraße. Ich übersprang ihn, um auf weniger sandigen Wege fortzuschreiten. Kaum aber hatte ich ein paar Schritte gethan, als Jemand hastigen Laues durch das Gebüsch kam. Eine junge Dame stand vor mir, athemlos, halb erschreckt, stehend, mich mit prüfenden Blicken betrachtend. Ich wollte etwas zu meiner Entschuldigung sagen, aber schnell gefaßt kam sie mir zuvor mit der Frage: „Sind Sie der Arzt aus S.“

Ich langte aus der Brusttasche die Einladungsschreiben zu meiner Beglaubigung und wies sie ihr dar.

„Sie haben den Boten, der Sie empfangen sollte, nicht am Strande gefunden?“ fuhr sie fort. „Er war am Plage, aber da Sie nicht zu kommen schienen, ging er heim, um seinen jüngsten Bruder mit zu begraben. Ich hatte keinen anderen Vertrauensmann zu schicken und so sehen Sie mich selbst auf dem Wege, am Strande nachzusehen, ob Sie gekommen. Sie müssen verzeihen! Sie werden, wenn Sie uns kennen lernen, noch über Vieles hinweg sehen müssen!“

Sie sprach dies rasch, hastig, wie in fieberhafter Erregung. Ein lebhafte Roth war auf ihre blassen Wangen getreten. Die dunklen Augen in dem Gesichte, darin sich ein tiefes inneres Leiden ausdrückte, blickten scharf und unstet. „Unser Haus ist ungaslich,“ sprach sie rasch weiter, „ich kann Sie nicht darin empfangen. Gehen Sie in das des Pfarrers, sagen Sie der Pfarrerin, ich schicke Sie. Dort, der Kirche gegenüber, liegt das Haus. Zögern Sie nicht, Herr Doctor, dort kommen schon die Leute vom Kirchhof zurück — ich wünsche nicht, daß Sie gesehen werden. Noch vor Nacht sollen Sie von mir hören!“ — Flüchtigen Schrittes eilte sie davon. Aber während ich noch der seltsamen Erscheinung nachdachte, blieb das Mädchen plötzlich stehen, als hätte es etwas vergessen. „Ach, mein Herr,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen! Ich danke Ihnen, mehr als ich aussprechen kann!“

Sie verschwand zwischen den Bäumen, ich aber machte mich auf den Weg nach dem Pfarrhause. Es unterschied sich nur wenig von den niedrigen Fischerhütten, die es umgaben. Mit Stroh gedeckt, von Moos bewachsen, grau, ärmlich, mit kleinen Fenstern, mit einem Hofe, wo einige Ackergeräthschaften zu erblicken waren und einem Stüchchen Garten, der mit Cultur und Geschmack nichts zu thun hatte. Ich trat ohne weiteres in die Thür und fragte eine alte Bäuerin nach der Frau Pfarrerin. Die Angeredete war es selbst und maß mich mit befremdeten Augen. Auf meine Angabe, daß ich der Arzt sei und das Fräulein mich zu ihr schicke, öffnete sie das Wohnzimmer für mich und hieß mich in einem Tone willkommen, aus dem ich ein gewisses bedauerndes Mißtrauen las, als werde ich hier nicht viel ausrichten und sei eigentlich recht überflüssig. Indessen schien sie ein Gespräch über meinen Zweck möglichst vermeiden zu wollen, hieß mich ablegen und den Vater (so nannte sie ihren Gatten) abwarten.

Die Wärme des niedrigen, bereits geheizten Zimmerchens machte mir, der ich durchnäht und vom Wind durchströmt war, einen gar beglücklichen Eindruck und ich schlug den Platz am Ofen nicht aus, noch auch den warmen Thee, der, für den geistlichen Herrn bereit gehalten, auch mir zu Gute kam. Das Mütterchen that nicht gerade viel, mich zu unterhalten, wurde aber gesprächiger, als ich die Rede auf ihre eigenen Verhältnisse brachte. Sie war des Plattdeutschen gewohnt und hatte die Geläufigkeit im Hochdeutschen verloren oder nie besessen. Wie sie in ihrer Rede immer wieder in die Ausdrucksweise ihrer Umgebung von Fischern und Landleuten fiel, so auch zeigte ihre Tracht, daß sie sich im Laufe der Zeit ganz den Verhältnissen des Dünendorfes anbequem hatte. Ich erfuhr, daß sie seit bald funfzig Jahren mit ihrem Gatten hier lebe. Der Sohn sei ebenfalls Pfarrer, die Töchter an jüngere Amtsbrüder verheirathet, aber so weit drinnen im Lande, wohl zehn und funfzehn Meilen weit, daß es in diesem Leben schwer sein werde, sie noch wiederzusehen. Denn der geistliche Herr, der Vater, sei schon recht schwach, und seit seinem siebzigsten Jahre werde ihm die Ausübung seines Berufes sehr sauer. Besonders Leichenreden, wozu er den laubigen Weg auf den „Berg“ hinauf müsse, griffen ihn immer sehr an. Sie sei auch heute ängstlich wo er liebe, die Leute kämen ja schon alle vom Kirchhofe zurück.

Endlich kam denn auch der geistliche Herr, aber so erschöpft und von einem bösen Husten geplagt, daß er von meiner Bithstellung nur wenig Notiz nehmen konnte. Während das Mütterchen ihm aus dem schwarzen Amtsgewand und in den Schlaf-

rock half, hieß er mich in ähnlicher Weise willkommen wie seine Gattin, nur daß seine Art mir noch ablehnender schien. Dann, als ich gewandt sagte er: „Mutter, der Harald ist auch da. Er wollte seinen armen Jonas Matthesen doch mit zu Grabe tragen.“

Der alte Herr ließ sich in seinem Lehnstuhl nieder. Ich hoffte jetzt ein Gespräch über den Zweck meiner Reise zu Wege zu bringen, aber die Pfarrerin sagte meinen Arm und stützte „Er darf jetzt nicht reden, er braucht Erholung. Ich zeige Ihnen unterdessen das Gastzimmer, ein wenig warm wird es schon geworden sein, ich habe gleich heizen lassen.“ Sie zündete ein Talglöckchen an, winkte mir, und ich, angeblickt des Hustens in den der geistliche Herr wieder versiel, folgte ihr. Sie leuchtete mir über der Haussflur nach einem engen Hinterzimmer, dessen Ofen dermaßen rauchte, daß auch ich in einen Husten versiel und vor allen Dingen das Fenster aufriß. Ein Bett, ein wackelndes Tisch und zwei wurmförmige, von Wotten durchnagte Polsterstühle machten die Bequemlichkeit des Gastzimmers aus. Doch entschuldigte sich das Mütterchen über diese Nermlichkeit. „Ich habe den Töchtern Alles, was sie an Mobilien entbehren gekonnt zur Ausstattung mitgegeben und sie selbst und der Vater dürften eben wenig. Ein Gast komme gar selten in das Haus und darum sei es nicht darauf eingerichtet. Ich bat sie, eine Augenblick zu warten und packte aus meinem Mantelsack die kleine Reiseapotheke, die ich für alle Fälle mitgebracht hatte. Ein Pflastermittel für den Husten des alten Herrn empfing ich mit großem Danke und verabshiedete sich mit der Verthörung, daß die Abenddünne bald bereit sein werde.“

So war ich denn in meinem Gastzimmer allein und durfte nicht viel weiter in meiner Expedition, als da ich einsam an den Dünen gestanden, harrend der Dinge, die mich erwarteten. Der Rauch nahm allgemach den Weg durch das Fenster, ich zündete eine Cigarette an, und begann die fünf Schritte, welche das Zimmer gewährte, auf und nieder zu lustwandeln. Lustig war mir dabei nicht zu Muth. An einen gewissen Curus des Lebens an geknackte, sogar von künstlerischem Verständniß gepragte Umgebung von Jugend auf gewöhnt, erschien mir meine Culturbedürfnis die Nermlichkeit, bei der ich zu Gaste war nichts weniger als annehmlich. Ein sehr vernehmliches Grunzen und Quieken führte mich zu der Entdeckung, daß ein Schweineföken, der sich auch einem andern Organ als dem des Gebäulich verführte, hart an meinem Fenster angesiedelt war während ein tiefes Brummen die Nachbarschaft des nicht durch eine dünne Lehmwand von mir geschiedenen Kuhstalles unzweifelhaft machte. Durste ich mir somit den Bestand meiner Gastsfreunde im Ganzen beruhigend darzustellen, so dachte ich doch mit Sehnsucht an meine eigene Wohnung in der Stadt. Ich schloß das Fenster und starrte in die lange Schnurpe des Talglöckchens, um die der Dampf sich in blauen Ringen zog.

Da wurde mit starker Hand an die Thüre geklopft und sofort trat ein Mann in der üblichen Fischertracht ein. Er trug ein Hemd von starkem blauwollenen Stoffe, am Kragen von einem Halstuch lose umschlungen. Dazu hohe, bis an die Knien reichende Wasserkübeln und über den Kopf eine Lederkappe von welcher ein breites Fallblatt bis auf die Schultern gleich einem Kragen herabhing und nur das Gesicht frei ließ, das wie aus einer Kapuze hervorah. „Verzeihen Sie, Herr Doctor, begann der Fremde mit einer jugendlich klängvollen Stimme die mich gleich wohlthuend berührte — „verzeihen Sie die wunderliche Aufnahme, die Sie hier finden. Ich komme, mich Ihnen als den Bruder des jungen Mädchens vorzustellen, das, wie ich höre, Sie in das Pfarrhaus gewiesen.“

„Nun, endlich!“ rief ich im Tone der Ungeduld, indem ich mich erhob. Der Andere trat näher an das Licht und hob die braune Lederkappe vom Kopfe. Ich sah ihn jetzt erst näher an und empfand die ganze Macht, mit der eine schöne menschliche Erscheinung Unmuth und Mißstimmung im Augenblicke zu verbannen im Stande ist. Vor mir stand eine wahrhaft prachtvoll Jünglingsgestalt, die selbst durch die rohe Fischerkleidung nicht beeinträchtigt wurde. Ein blühendes aber höchst charaktervolles Antlitz, am Kinn von dem ersten goldfarbigen Anfluge eine Bartes umkränzt, während über der hohen Stirn sich dunkel blondes Haar in tauend Ringeln verflang, sah mir aus tiefblauen Augen ernst und durchdringend entgegen. Die Aehnlichkeit mit dem jungen Mädchen, das mir im Park begegnet, war unverkennbar, nur daß die Natur den Bruder mit einem weit aus größeren Maß von äußerer Vollendung ausgestattet hatte. Wenn mich der Zug eines tiefen Leidens in dem Antlitze der Schwester bewegte und rührte, so forderte ein Zug dämonischer Kraft, die sich energisch beherrschte, in dem Gesichte des Jünglings mein Interesse in hohem Grade heraus.

„Mein Name ist Harald,“ begann er von neuem. „Seien Sie mir willkommen!“ Er reichte mir die Hand, in die ich gern einschlug.

„Sie können denken,“ sagte ich, indem ich ihn Platz nehmen bat — „Sie können denken, daß ich mit einiger Ungeduld auf eine Mittheilung über den geheimnißvollen Patienten warte, zu welchem ich gerufen werde. Es wäre mir erwünscht, wenn ich ihn heute noch sehen könnte, denn mein Besuch kann nicht von langer Dauer sein.“

Der junge Mann zuckte die Achseln. „Sie werden ihn in den nächsten Tagen wol noch nicht zu Gesicht bekommen,“ entgegnete er.

„Aber, mein Herr,“ rief ich mit schwer verhehltem Mißmuth, „ich kann hier durchaus nicht warten, bis der hohe Krank mich vor sich lassen will. Ich habe in meinem Wohnort eine größere Anzahl von Patienten zurückgelassen — das dürfte ich ohne Mißverständlichkeit sagen — „die meine Hilfe nicht minder brauchen, als der Eine, der sich in Geheimniß hüllt, oder vor Geheimniß umgeben wird, und von dem noch nicht einmal festgestellt, ob er wirklich krank ist!“

Harald ließ sich durch den etwas heftigen Ton meiner Rede nicht herausfordern. „Ich an Ihrer Stelle wäre gar nicht gekommen,“ sagte er ruhig.

„Das ist eigen!“ gab ich zurück. „Sie nehmen meine Hilfe in Anspruch und verbenken mir gleichsam, daß ich komme, Hand zu leisten. Zwei dieser Briefe sind doch sicherlich von Ihrer Hand — fuhr ich fort, indem ich die Schriftstücke vor ihm entfaltete — „es sind männliche Federzüge!“

„Sie irren, Herr Doctor. Die Briefe sind von der Hand einer Frau — einer Dame, die uns nahe verbunden ist. Sie leben in der Stadt. Dieser mittlere rührt von meiner Schwester. Ich selbst habe niemals an Sie geschrieben. Ich habe nichts mit dieser Angelegenheit zu thun.“

„Nichts? Und sind doch der Erste, der mich aufsucht? Sie stellen sich mir als den Bruder der jungen Dame vor, nun — so sind Sie doch wol der Sohn des Freiherrn?“

Der Jüngling schlug die Augen nieder, seine Brauen zogen sich zusammen, und mit gekniffenen Lippen und bitterem Tone sagte er: „Ja! Doch ich wohne nicht im Hause des Freiherrn, gelte nichts darin.“

Eine solche Andeutung berechtigte mich zu allerlei Vermuthungen über die Familie des Freiherrn, die auf seltsame Verhältnisse hinausgingen. Zugleich aber merkte ich wohl, daß ich durch freiwillige Mittheilungen von dem jungen Manne nicht viel darüber zu erwarten hätte. Denn auch er war ein Sohn dieser nordischen Natur, verschlossen, unzugänglich, Freude und Schmerz in verschwiegener Tiefe bergend, bei reiner und gutmüthiger Sinnesart, eber stolz ablehnend als entgegenkommend. Vertrauen und Mittheilung mußten erworben, erkämpft werden. Ich mußte, wenn ich nicht zudringlich scheinen und mir jede Eröffnung verschmerzen wollte, schon warten oder auf einem Umwege zum Ziel zu kommen suchen.

„Ich bin hier in wunderlicher Lage,“ begann ich nach einer Pause halb lachend. „Die mich hergerufen, verbergen sich vor mir, und der mir meine Herreise fast verargt, sucht mich zuerst auf! Nun, das ist freundlich von Ihnen und ich heiße die Gesellschaft willkommen. Mein Eintritt in diese Gegend war sonderbar genug. Ich wohnte beim ersten Schritt einem Begräbniß bei. Es war, wie ich hörte, ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren, den man begrub.“

Harald sah mich mit einem tief schmerzlichen Blicke, ja gleichsam mit schwer bekämpfem Ingrimm an. „Es war mein Freund von Kindheit auf, den wir heute zu Grabe getragen,“ sagte er nach kurzer Pause. „Unter den Fischereidörfern des Dorfes wuchs ich auf. Jonas war von meinem Alter, wir gehörten zusammen. Mit ihm, seinen älteren Brüdern, seinem Vater, uhr ich zum Fischen aus in die See, theilte ihr Leben in Sturm und Gefahren, und war unter ihnen ein glücklicher Knabe. Ich wurde nach der Stadt geholt, die Schulen zu besuchen. Heimlich, gegen den Befehl derer, die mir zu gebieten hatten, war ich doch viel hier im Dorfe und blieb mit Jonas eng verbunden. Er war nur ein Fischerjunge, aber er war besser als Tausende, die sich etwas dünnten und vor den Leuten etwas gelten. Wir machten bis vor wenigen Tagen große Pläne für das Leben. Wir wollten weit hinaus übers Meer — das fernste Ufer war uns das liebste, denn uns beiden war's hier zu eng, wir sträubten uns, ein Leben länger in armseligem Groll und thatlosem Haß elend zu vergeuden. Er freilich hätte ruhig leben können: doch was mich anging, war auch sein. Nun ist es aus mit allen Plänen. Er hat seinen Tod in den Wellen gefunden, auf die meine Zukunftssträume ihn in die Weite lockten!“

„Waren Sie bei seinem Tode gegenwärtig?“ fragte ich. „Wär ichs gewesen,“ rief Harald, „so beklagten wir ihn jetzt nicht oder ich lehnte selbst nicht lebendig aus den Wellen heim! Er starb, als er mit seinen Brüdern zur Arbeit des Tages, zum Fischen ausfuhr. Der Wind schlug um, die Brandung ging hoch, er ertrank im Angesicht des Strandes. Man brachte mir die Nachricht nach der Stadt.“ Harald stützte den Kopf auf den Arm und sah mit wildstarrten Augen in das Licht.

„Wie erträgt die Familie das Unglück?“ fragte ich, um das Gespräch doch nicht ausgehen lassen.

Harald suchte die Achseln. „Man klagt hier zu Lande nicht viel. Die Brüder hatten den Jungen wol lieb, aber sie fuhren Tags darauf doch zur gewohnten Arbeit aus. Die Mutter weint still vor sich hin am Herde und ist um den Alten beschäftigt. Denn der alte Matthesen liegt darnieder. Er hat sich bei dem Versuch, den Jonas zu retten, den Fuß verletzt und scheint sehr krank zu sein.“

„Ich erhob mich rasch. „Und das sagen Sie mir erst jetzt?“ rief ich. „Kommen Sie, gehen wir nach dem Fischerbaue! Ich bin dann doch nicht zwecklos hier, kann in meinem Berufe auftreten!“

„Man wird Sie nicht willkommen heißen,“ entgegnete Harald. „Diese Leute wollen nichts vom Arzte wissen, sie haben ein Vorurtheil gegen seine Behandlung und begnügen sich mit Hausmitteln.“

„Die nur im besten Falle ausreichen!“ fiel ich ein, begierig etwas zu thun zu bekommen. „Suchen wir das Vorurtheil der Leute zu brechen. Sie sind besreundet mit der Fischerfamilie, gelten vermuthlich etwas bei ihr. Also fuhren Sie mich als einen guten Freund ein, dem man sich vertrauen könne. Das bishen Vertrauen dürfen auch Sie mir schenken, junger Mann — ich legte bei diesen Worten meine Hand auf Harald's Schulter — „haben Sie mir doch bereits einen Einblick in Ihr Inneres gestattet, wie man ihn sonst nur einem Nahestehenden gewährt. Sie sollen noch erfahren, daß Sie sich an einen dankbaren und wohl- vernehmenden Hörer wenden. Nun aber zum alten Matthesen!“

Harald sah mich prüfend mit großen Augen an. „Es ging etwas wie ein innerliches Aufathmen durch sein Wesen. „Sie haben recht,“ sagte er kurz, „kommen Sie!“

Ich ergrieff meine Reiseapotheke und folgte ihm. Der Wind hatte die Wolken verjagt, es war sternklar. Man hörte das dumpfe Brausen der See. Wir gingen einen langen Weg, zwischen Fischerhütten, bis zu einem entfernten Hause auf den Dünen, hart am Walde, von wo man die unendliche dunkle Meeresfläche überblickte.

Wir traten in ein niedriges, nur vom Herdfeuer erhelltes Zimmer, in dessen Halbdunkel einige Männergestalten saßen. Die alte Fischerfrau rührte am Herde etwas zusammen, an der Wand wurde ein Bett sichtbar, worin der Kranke lag. Harald führte mich in vorgehaltener Weise ein. Ich suchte mein Plattendisch zusammen, das mir bei meiner Armenpraxis in der Seestadt, und besonders in den Hafinquartieren, ziemlich geläufig geworden war. Das schien gleich, und dazu in Harald's Gesellschaft, eine vertrauliche Seite zu wecken. Ich setzte mich an des Kranken Bette und verlangte Licht, um seine Wunde zu untersuchen. Einer der Männer zündete einen Kienspahn an, die Mutter aber wehrte ihm, und brachte ein Talglicht, mit dem sie mir leuchtete.

Der Kranke war ein noch kräftiger Mann in der Mitte der fünfziger Jahre. Seine Wunde nicht erheblich, aber durch falsche Behandlung verschlimmert. Ein Wundfieber und der innerlich bestehende Schmerz um den Verlust des Sohnes machten ihn nur augenblicklich kränker. Ich legte einen Verband an, traf die sonst nöthigen Anordnungen und ließ mich darauf in ein Gespräch mit der Familie ein, wobei die drei Männer aus dem Dämmer des Zimmers näher rückten. Sie waren wie Harald gekleidet, jugendliche Kerngestalten, breit und hoch, älter als Harald. Ich erfuhr, daß Peter Matthesen sieben Söhne gehabt. Schon zwei hatten früher das Schicksal des armen Jonas erlitten, einer war verheirathet und hatte sein eigenes Haus, die drei gegenwärtigen lebten daheim und draußen dem allgemeinen Berufe des Fischerdorfes, verbunden mit etwas Ackerbau, denn Peter Matthesen war in seinem Gemeinwesen ein wohlhabender Mann. Harald schien hier wie zur Familie zu gehören, man nannte ihn vertraulich Di.

Unter unserm Gespräch, welches den verunglückten jüngsten Bruder nur leichthin berührte, war der Alte sanft eingeschlafen. Wir verließen das Haus, begleitet von dem jetzt jüngsten seiner Söhne, Hans Matthesen, der es sich nicht nehmen

lassen wollte, meinen „Pflasterkasten“, wie er ihn nannte, zu tragen.

Als wir wieder in das Wohnzimmer des Pfarrhauses traten, flog eine weibliche Gestalt vom Lehnstuhl auf und schlang mit leidenschaftlichem Ungestüm die Arme um Harald's Nacken. Es war die junge Dame, die mir im Parke begegnete.

„Endlich hab ich Dich einmal wieder!“ rief sie mit von Thränen erstickter Stimme. „O Harald, Du bist treu und gut! Könnst' ich Dir Deinen Verlust ersehen! Könnst' ich Dir doppelt sein, was Dein armer Jonas Dir war!“

„Du bist mir jetzt Alles, meine Malvina!“ sagte er leise, indem er die Schwester fest an die Brust schloß.

Ich merkte, daß die Geschwister sich nach dem Tode des verunglückten Freundes noch nicht gesprochen hatten und wendete meine Augen ab und zum Fenster hinaus. Und doch war es ein schöner Anblick, die zarte Mädchengestalt an der Brust des schon Jünglings, vor dessen rauher Fischerkleidung ihre weißen Arme nicht zurückschreckten. Sie war nicht klein, doch überragte er sie um eines Hauptes Höhe. Malvina's schmerzliche Bewegung war sieherhaft, die grenzenlose Liebe für den Bruder machte sie den Verlust desselben verzehnacht durchleben und die angeborene Leidenschaftlichkeit ihres Wesens gab dem Ausdruck des Schmerzes bei ihr größere Heftigkeit als bei Harald.

„Fasse dich, Malvina! Wir vergessen —.“ Er wies auf mich. Und zu mir gewandt begann Malvina, indem sie sich zu fassen suchte:

„Verzeihung, Herr Doctor! Sie sehen zwei Geschwister, die selten das Glück genießen, einander zu sehen und zu sprechen. — Ich habe Ihnen einen sonderbaren Empfang bereitet.“ fuhr sie nach kurzer Pause fort. „Aber unsere Lage ist so ange- than, daß ich die gewohnte und geziemende Form nicht innehaben dürfte, wenn ihr Empfang nicht noch unangenehmer werden sollte. Der Tod unseres Jonas Matthesen hat plötzlich auch die Vorsichtsmaßregeln gekreuzt, die wir für Ihren Eintritt bei uns genommen. Wir müssen nun eine andere Einrichtung treffen, und — ich bitte sehr um Ihre Geduld und Nachsicht!“

Sie sah mich mit so flehntlicher und rührender Miene an, daß ich auf Alles, was sie anordnen würde, einzugehen beschloß.

„Sie sollen hier nicht bleiben,“ sprach sie weiter, „weder das Haus des Freiherrn, noch das des Pfarrers, ist ein geeigneter Aufenthalt für Sie. Sie fahren noch diesen Abend mit dem Bruder nach der Stadt — Harald, Du bringst den Herrn Doctor in das Haus unserer Freundin —“

„Das ist wahr!“ rief Harald lebhaft dazwischen.

„Sie werden eine edle Frau kennen lernen, und von ihr besser erfahren, als wir Ihnen mittheilen dürfen, wozu dies geheimnißvolle Wesen um uns her, das Ihnen bis jetzt unverständlich und verkehrt erscheinen muß.“

Ich war mit dem Vorschlage einverstanden. Ich mußte auf diese Weise doch dem Zweck meiner Reise näher kommen. Mein Mißmuth über die Verzögerung war bereits einem lebhaften Interesse gewichen, denn Harald und Malvina zogen mich in hohem Grade an. Schon wollten wir aufbrechen, als die Frau Pfarrerin Einspruch that und sich ausbat, ihre Abendsuppe, die auf dem Tische dampfte, nicht außer Acht zu lassen. Während wir uns zu dem bescheidenen Mahle setzten, wurde Hans Matthesen abgeschickt, einen Leiterwagen für uns bereit zu halten, und daheim auf uns zu warten. Malvina nahm bei uns Platz, ohne etwas zu genießen. Der geistliche Herr hatte sich bereits zur Ruhe begeben und das Müttchen schien nicht unzufrieden, daß sie mich los werden sollte.

Ich betrachtete das junge Mädchen, das schöne blass Ant- litz, in dem sich nicht allein tiefe Seelenkämpfe, sondern Leiber auch, wie ich vermuthete, ein körperliches Leiden ausdrückte. Neben Harald, bei dem Alles groß und prachtvoll angelegt war, erschien die Ähnlichkeit weniger ins Auge fallen. Malvina's Augen waren dunkler, ihr üppiges Haar brauner. Sie besaß alle Formen der guten Gesellschaft, ohne formell zu sein. Sie war von Anfang an offener gegen mich als ihr Bruder, und aus ihren Augen sprach ein so hilfselehendes Vertrauen, daß mein Betragen sich danach zu einer entgegenkommenden Herzlichkeit gestaltete. Als wir uns nach Verlauf einer Stunde erhoben, war zwischen uns Dreien ein stillschweigendes inneres Bündniß geschlossen, ohne daß noch viel gesprochen worden wäre, was sonst eine Freundschaft anzubahnen pflegt.

Ich ließ, ehe wir aufbrachen, die Geschwister noch einige Zeit allein, da, wie ich aus dem Gespräch entnommen, Malvina dem Bruder noch mancherlei unter vier Augen mitzuteilen hatte. Der Frau Pfarrerin versprach ich, für ihren Gatten ein Heilmittel aus der Stadtpostkammer durch den heimkehrenden Hans Matthesen zu senden. Wir verabschiedeten uns. Malvina reichte mir die Hand und sprach von baldigem Wiedersehen.

Es war gegen zehn Uhr; tiefe Nacht und tiefe Stille im Dorfe, als wir den Weg nach Peter Matthesen's Hause einschlugen. Harald wechselte drinnen die Fischertracht gegen seine städtische Kleidung um. Ich gab einem der Brüder Matthesen meinen Pflasterkasten bis zur Rückkehr in Verwahrung. Dann bestiegen wir den Leiterwagen, mit dem Hans bereits auf uns wartete.

Während wir durch die kühle Herbstnacht hinfuhren, wurde nicht gar viel zwischen mir und Harald gesprochen, höchstens allgemeine Dinge über das Leben und Treiben der Strandbewohner, worüber mir Hans mehr Auskunft gab, als mein Schweigen der Nachbar. Denn auf Harald lastete noch schwerer der Eindruck des letzten Ganges, auf dem er seinen Jugendfreund begleitet hatte.

Gegen Mitternacht hatten wir die Stadt erreicht und hielten vor einem alten Hause, dessen schmaler, dunkler Giebel sich kenntlich vom Nachthimmel abhob. Eine alte Frau öffnete und wurde von Harald bedient, schnell das Zimmer neben dem sei- nigen für einen Gast in Stand zu setzen, da er den Herrn Doctor mitbringe. Auf die Nachricht, daß das Fräulein noch auf sei und ihn erwarte, bat Harald mich, ihm zu folgen, mich sogleich mit der Dame bekannt machen zu lassen. Wir stiegen die Treppe des in uralt patrizischer Weise gebauten und eingerichteten Hauses hinauf, ein alter Hausdiener leuchtete voran und öffnete die Thür des Zimmers. Eine kleine alte Dame stand von ihrem Buche auf, sah uns mit klugen Augen entgegen und sagte bei meinem Anblicke: „Das ist gewiß Doctor Hartmann aus S!“

Harald küßte ihr respectvoll die Hand und bestätigte ihre Vermuthung, indem er mich vorstellte. Sie hieß mich sehr willkommen und lobte unsern Entschluß. „Es ist ein eigenes Zusammentreffen ungünstiger Umstände,“ sagte sie, „das mir die günstigere Wendung Ihres Besuchs bringt. Ich war es, die zuerst und zuletzt an Sie schrieb; ich war es, die Sie im Hause unseres Peter Matthesen erwarten wollte, um Ihnen die nöthige Aufklärung über unsere Lage zu geben. Nun, das verpasse ich bis morgen früh, wo Geschäfte uns frischer finden werden, als in dieser späten Stunde.“

Ein Nachtimbid, den sie bot, wurde abgelehnt, dagegen war mir ein Glas Glühwein nach der kühlen Fahrt willkommen. Das Gespräch berührte vorerst meinen wunderlichen Eintritt in

Gothenwief und ging auf die Familie Matthesen über, deren Verlust sie tief zu empfinden schien. Mich interessirte das Ver- hältniß, das zwischen Harald und der kleinen klug, geistvoll und ebenso gütig blickenden Dame waltete. Als sie uns verabschiedete und wir uns in unseren Zimmern befanden, sagte Harald von ihr: „Sie ist mir wie eine Mutter! Alles, was man fast seiner eigenen Familie verdankt, das verdanke ich ihr von frühester Kindheit auf, ihr, der Fremden, die nichts dafür verlangt als freundliche Gesinnung. Sie werden sie näher kennen lernen. Gute Nacht.“

Ehe ich zu den nächsten Ereignissen übergehe, muß ich einige Notizen über die Herrin des Hauses, das mich gastlich aufgenommen hatte, einschalten. Fräulein Virginia Jessenius war die Tochter eines einst berühmten Professors, der als Rector der Universität gestorben, von mütterlicher Seite eines wohlhabenden Rathsherrn der Stadt. Sie hatte eine männliche Erziehung erhalten und galt für eine Gelehrte. Da sie unvermählt blieb, bewohnte sie nach dem Tode der Ihrigen das väterliche Haus allein. Plaz hatte sie darin genug für sich und ein paar alte Diener. Es dünnte ihr unmöglich, die reichstädtische patrizische Tradition des Familienhauses zu brechen und fremde Miether darin aufzunehmen. Sie hatte überhaupt ihre Sonderbarkeiten, darin aufzunehmen. Sie hatte überhaupt ihrem Gutdünken, lehnte das Gesellschaftsleben der Stadt ab und machte, ohne daß man sie näher kannte, durch rückhaltlose Offenheit ihres Urtheils viel von sich reden. Ihr Umgang bestand vorwiegend aus ein paar alten Professoren, im Ganzen nur aus gelehrten oder höchst- gebildeten Leuten, von denen sie sehr geschätzt wurde.

Als ich am Morgen in das mit Porträts von Rathsherrn und würdigen gelehrten Perückenhäuptern geschmückte Wohn- zimmer trat, wohin das Fräulein mich hatte zum Frühstück ein- laden lassen, fand ich Virginia meiner harrend allein. Harald war bereits ins Colleg gegangen und ich erfuhr jetzt erst und zwar zu meiner Ueberraschung, daß er an der Universität seine Studien mache, denn einen „Studenten“ hätte ich in Harald nicht gesucht.

Fräulein Jessenius mußte mir während des Frühmahles durch Unterhaltung vortrefflich Gesellschaft zu leisten. Wir ta- men gleich auf die Verhältnisse der Universität, worin sie durch- aus Bescheid wußte, sie konnte sogar über einige Professoren der medicinischen Facultät Auskunft geben, welche kennen zu lernen mir erwünscht war. Ich lernte in Virginia eine Frau von un- gewöhnlichem Geiste und Schärfe des Verstandes kennen. Ihr Urtheil war treffend, ihre Ansichten männlich und doch brauchte man nie zu vergessen, daß man mit einer Frau sprach, sie drängte sich mit ihrem Wissen und Verstand nicht vor und bewahrte in Betragen und Ausdruck durchaus weibliche Formen. Nach diesem vorbereitendem Gespräch begann sie: „Nun aber zu unsern Geschäften! Wollen Sie rauchen, so thun Sie sich keinen Zwang an. Meine alten Freunde üben dies Laster alle bei mir und dies alte Gelehrtenhaus ist von der guten alten Zeit her an Dampf gewöhnt. Harald freilich theilt die allgemeine Ansicht nicht.“

Sie sagte die letzten Worte mit einer gewissen Genugthuung, präsentirte mir dabei aber doch ein altmobiisches Kästchen mit sehr guten Cigarren. „Also,“ fuhr sie fort, „ich sagte Ihnen gestern Abend schon, daß ich selbst Sie bei Peter Matthesen er- warten wollte. Denn ohne dem Hause des Freiherrn verwannt zu sein, nehme ich lebhaften Antheil an ihm — vorwiegend an seinen Kindern. Leider trägt mir diese Theilnahme seine erbitt- erte Abneigung ein, wir sehen uns niemals und — ich muß es vermeiden, ihm zu begegnen. Da trat nun der Unglücksfall mit dem guten Jonas ein. Der Freiherr hatte die Absicht bilden lassen, den alten Matthesen zu besuchen, was, beiläufig gesagt, auch ein außerordentliches Ereigniß gewesen wäre. Einer Be- gegnung mit ihm mochte ich, bei der Bedenklichkeit seines Zu- standes, weder mich, noch die leidtragende Familie, noch meinen Harald, noch auch ich selbst aussetzen. So blieb ich zurück — ich höre, daß ich dennoch hätte kommen können, denn der Frei- herr hat das Haus Peter Matthesen's nicht betreten.“

„Worin besteht denn aber nur der Zustand des Freiherrn?“ warf ich dazwischen.

„Darin, daß er sich selbst zu Zeiten für wahnsinnig hält, aber von dem Augenblick an, wo sich auch seine Umgebungen davon zu überzeugen glauben, mit einer Klarheit und furchtbar berechnenden Bosheit den Feiniger spielt, die empörend ist. Dann ist er nicht geisteskrank, versichere ich Sie, wenigstens nicht geisteschwach, denn dann weiß er, was er sagt und thut. Wie es eigentlich mit ihm bestellt ist, das wünschen wir eben von einem kundigen Arzte untersucht. Die dem Freiherrn am näch- sten stehen, schwanken zwischen beiden Annahmen. Nun, so viel aber steht fest, daß es kaum erträglich ist, in seiner Nähe zu leben. Am bittersten hat darunter meine arme Malvina zu leiden!“

„Arme Malvina!“ rief es auch in meinem Innern. Auf meine Frage, warum man meinen Beistand mit so viel Geheim- niß und Vorsicht hinzögere, fuhr das Fräulein fort: „Der Wi- derwillen, den man auf dem Lande hier herum häufig gegen den Arzt fühlt, ist bei dem Freiherrn bis zu einer Art Haß gesteigert. Er kann von keinem Arzte hören, ohne in erbitterte Wuth zu ge- raten, durch die dann der Tochter böse Tage bereitet werden. Daß er seit einiger Zeit körperlich leidend ist, verschweigt er sich nicht. Wirklich sprach er einmal davon, einen Arzt um Rath zu fragen. Unglücklicherweise nahm Malvina den Gedanken auf und sofort schlug er um und sagte der Tochter die abscheu- lichsten Anschläge gegen ihn auf den Kopf zu. Da lasen wir in der Zeitung von der außerordentlichen Kur, die Ihnen, Herr Doctor, gelungen war. Wir beschloßen, trotz der Ungunst un- serer Lage, uns an Sie zu wenden. Sie sollten unter einer fremden Firma eingeschmuggelt werden, etwa als ein Landwirth, welcher Lust hat, sich in dieser Gegend anzukaufen, Güter besitz- tigt und so auch bei dem Freiherrn vor spricht. So, hofften wir, könnten Sie seinen Zustand kennen lernen. Vielleicht ist der Plan, wenn Sie sonst darauf eingehen, auch noch festzuhalten. Nur leider war in den letzten Tagen, und am wenigsten gestern, auch so nicht zu dem Freiherrn vorzubringen. Der Unfall in der Familie Matthesen hat alte Erinnerungen in ihm wach geru- fen, die seine Stimmung zu sehr beherrschten.“

Ich entgegnete dem Fräulein, daß ich unter Umständen auf den Plan eingehen wolle, mich unter fremdem Namen bei dem Freiherrn einzuführen, nur daß ich zugleich erkläre, die ganz außerordentliche Vorsicht nicht für nöthig zu halten und den Respekt vor der Stimmung nicht zu theilen, zumal meine Zeit beschränkt sei. „Ohne indircet sein zu wollen,“ fuhr ich fort, „muß ich bitten, mir einige Auskunft über die Familie zu geben. Es gehört zu den Vorbedingungen meiner Behandlung des Freiherrn. Aus Harald's Andeutungen entnahm ich, daß er nicht zum Besten mit seinem Vater stehe.“

„In der That,“ sagte das Fräulein, „es besteht unter ihnen kein Verhältniß, wie es sich zwischen Vater und Sohn gebührt. Die erste und früheste Schuld, und darum die Hauptschuld, muß ich dem Freiherrn zuschieben. Harald ist für immer aus der

Nähe, aus dem Besizthum seines Vaters verbannt und aus feinem anderen Grunde, als ... Doch,“ unterbrach sie sich hier mit einem Seufzer, „ich sehe schon, ich muß weiter ausholen und nach der Schnur erzählen, wenn ich Ihnen so unselbige Verhältnisse aufklären soll. Sie werden mir indes gestatten, daß ich nur Hauptsachen berühre, nur Eröffnungen mache, die Ihnen für die Behandlung Ihres Patienten von Werth sein können.“
(Fortsetzung folgt.) [1572]

Der Körper unserer Erde.

Unlängst ist ein vorfindstlicher Mammoth-Elefphant noch ganz heil mit Haut und Haar weit hinten in Sibirien gefunden worden, wie man auch früher noch ganz frisch erhaltene Fleischtheile dieser seit Jahrtausenden ausgestorbenen Riesenthier entdeckte und wohlgeschmeckte Suppe davon kochte. Außerdem gibt es fossile, versteinerte, eisenbeinere Beweise genug, daß diese gigantischen Elefanten einst in großen Herden, ungeführt von Menschen, in allen möglichen Gegenden Europas u. s. w. weideten. Am zahlreichsten findet man Ueberbleibsel von ihnen gerade in Gegenden, wo jetzt kein Elefant und kein klimatischer College desselben existiren könnte, an den arktischen Küsten Sibiriens. Neu-Sibirien und die Insel Laxon bestehen fast nur aus Sand, Eis und vorfindstlichen Elefanten-Gemeinen. Nach letzterer „Eisenbein-Insel“ feuern jeden Sommer unzählige Fischerbarken und kommen mit Elefanten-zähnen, jeder 150-200 Pfund schwer, beladen zurück. Im Winter machen andere Weltfahrer dieselbe weite Expedition auf Hundeschritten und kehren eben so betrachtet in Gegenden zurück, von wo das kostbare „Rob-Eisenbein“ nach China und Europa geschafft und dort zu allerhand Schmuckstücken, Stockknöpfen, Sonnenschirmriemen, Fächergerippen u. s. w. verarbeitet wird, so daß manche Dame, strahlend in Jugend und Gegenwart, mit Gebeln spielen mag, das vor sechstausend Jahren mächtig aus den Kinnladen hausgroßer Mammuths hervordröhrt. Außer in Sibirien gibt es noch an den Ufern des östlichen Arno einen ungeheuren Mammuthschhof. Die Bewohner verbrauchten Häuser der massenweise zu Tage kommenden Eisenbeinzähne mit zum Bau ihrer Häuser. Neuerdings haben sie deren Werth kennen gelernt und machen sie zu Gelde für die Eisenbeindrehler.

Aus allen diesen mehr oder weniger über die ganze bewohnte Erde verstreuten vorfindstlichen, besonders Mammuthsgebeynen ergibt sich unter Anderem der Schluß, daß vor der Sündflut die Wärme überall viel höher und ziemlich gleichmäßig gewesen sein muß. Andere Entdeckungen in der Erdrinde haben wieder den sicheren Beweis geliefert, daß später einmal die hohe gleichmäßige Wärme aus jetzt noch nicht sicher ermittelten Ursachen weit und breit zur Eiskälte herabsank und das reiche, warme, vorfindstliche riesige Thier- und Pflanzenleben darin erstarrte und erstarb.

Alle die reichen, warmdampfenden Wassermassen der Flüsse, Ströme und Seen wurden still und standen fest gefroren als Entwürfe der darin begrabenen Riesenthier- und Wälder. Elefanten und Rhinoceros und sonstige plumpe Thiergebilde, die als Herren der Schöpfung Jahrtausende lang Europa und Asien bevölkerten, kamen um bis auf den letzten Mann, so zu sagen mit Kind und Kegel.

Daß die ganze Erdoberfläche sich einmal mit Eisgebirgen und Gletschern bedeckte, dafür lesen die Geologen oder Forscher der Erdgeschichte die Beweise in riesiger Steinschrift oben zwischen den Gebirgen des Libanon, auf den Alpen der Schweiz, zwischen den Hügeln Cumberland, in den Oberflächengebilden aller jetzt warmen und gemäßigten Zonen.

Woher der allgemeine Eistod kam und wohin er ging, vertrieben von zurücktretender Wärme, wissen die wissenschaftlichen Männer der Wissenschaft nicht. Aber sie haben in den verschiedenen Schichten der Erdrinde gelesen, deutlich wie in einem klar gedruckten Buche, daß das Eis überall schmolz und eine neue, schönere Schöpfung allmählig aus dem neuerwärmten Boden hervorquoll. Alles daher, was wir von der Geschichte der Schöpfung wissen, läßt uns an einen stetigen Fortschritt der Schöpfung glauben und wenn wir aus der Vergangenheit derselben einen Schluß auf ihre Zukunft ziehen, so wird dieser wenigstens die Wahrscheinlichkeit der Analogie für sich haben. Diese Wahrscheinlichkeit deutet auf neue Vertheilungen von Land und See, neue klimatische und physikalische Umgebungen, neuere und höhere Ordnungen von Pflanzen und Thieren; aber alles dieses so langsam und allmählig, daß die Veränderungen erst nach dem Verlauf von Jahrhunderten bemerkbar werden. Die Gegenwart, soweit wir urtheilen können, ist so schwankend, als die Vergangenheit war und doch sind die ältesten Schauplätze der menschlichen Geschichte — Indien, Mesopotamien, das Nilthal, die Küsten der Levante, Griechenland und Italien — in ihren allgemeinen Umrisen ganz so geliebt, wie sie vor 3000, 4000 und 6000 Jahren gewesen. So ruhig in der That geschehen die großen physikalischen Fortschritte der Natur, daß es einer nicht geringen geistigen Anstrengung bedarf, um ihrer wahrzunehmen; so allmählig und durch so viele dazwischen liegende Stufen, daß man sich von ihrer Wirklichkeit nur auf dem Wege der Vernunft überzeugen kann. Aber wenn man sie einmal bemerkt: wie erweitert sich dann mit einemmal unsere Ansicht von dem Univerfum: ein System unaufhörlichen Bewegens und Fortschreitens in seinen Einzelheiten, ein System der Beständigkeit und Dauer in seinen allgemeinen Bestimmungen. Wie viel edler und verebender diese Ansicht von unseres Planeten unaufhörlicher Wandlung, als der alte Glaube an seine stereotype Stabilität und immer drohenden Verfall! Wie viel großartiger diese Auffassung von der Weisheit des Schöpfers, welche durch eine Kenntniß des immer wechselnden und immer vorwärts schreitenden Blicks geweckt wird — dieser endlosen Mannichfaltigkeit, dieser grenzenlosen Hilfsquellen! Und wie viel mehr noch, wenn wir unsere Blicke von dieser unserer Welt erheben zu den anderen Planetenkörpern und sie denselben Gesetzen unterworfen, sie von denselben Bedingungen geregelt glauben! Dem sinnlichen Auge sind sie Bälle, welche klar und kalt durch den Raum rollen; dem Auge der Vernunft werden sie gleich dem Körper unserer Erde, mannichfach in den Einzelheiten ihrer Oberfläche, dem Wechsel unterworfen in ihrer physikalischen Beschaffenheit und doch in all ihrer Veränderlichkeit unveränderlich gehorchend einem höheren Gesetze der Entwicklung und des Fortschritts.

[1574]

H. B.

Im Reich der Träume.

Eins steht fest: was immer die Ursache der Träume sei, ihr Inhalt, mögen sie uns mit hohen Bildern nahen oder mit

Schrecken schütteln, steht in innigster Beziehung zu dem Träumenden. Alle lebenden Menschen träumen und ebenso wie die Menschen verschieden leben, träumen sie auch verschieden. Jeder hat seine eigene Art zu träumen, so gut wie Jeder seine eigene Meinung, Auffassung und Denkweise hat. Die Persönlichkeit eines Menschen geht durchaus nicht in dem Schlafe unter. Wenn man das Leben einem Schauspiel vergleicht, so sind die Träume darin die Monologe und dasjenige, was „bei Seite“ gesprochen wird. Wer sich einen Traum in die Erinnerung ruft, citirt sein eigenes Gespenst. Träume sind sehr oft der Spiegel unseres Innersten. Willst du deine eigene geheimste Meinung über dich selbst kennen lernen, frage deinen Traum! Ein Feigling ist in seinem Traume niemals tapfer, ein Sinnenmensch niemals rein, ein Lügner muß auch im Traume lügen. Traum ist Beichte und nicht selten Buße zugleich. Im Schlafe ruht der Wille, und Träumen ist gleich dem Blandern der Dienstboten am Küchenherde, wenn die Herrschaft sich zurückgezogen, ein loses Gerede über dies und das, was Tages über geschehen ist, das aber einen klaren Einblick gewährt, wie es mit dem Herrn und der Herrin des Hauses steht.

Alle Menschen träumen und es ist beachtenswerth, daß wir im Traum ein gut Theil gewandter als im Wachen sind. Der prosaischste Mensch wird ein wenig Dichter, wenn er auf den Kissen ruht. Der Dramatiker in uns erwacht, wenn wir die Augen schließen. Der Träumer bringt Getrennte zusammen, vertheilt sie in Gruppen und verweht ihre Interessen durch die zartesten Bande. Es sind Schattenbilder, die aber, wenn wir uns den Traum zurückerufen, lebenswahr aussehen, sprechen und handeln als ihre Urbilder, mit denen wir im conventionellen Alltagsleben verkehren. Personen, welche lange todt sind, Gegenden, welche wir seit Kindertagen nicht mehr sahen, Ereignisse, welche uns oder Anderen einstmals begegnet sind und welche wir aus dem Gedächtniß glattweg verschwinden glaubten, wie der Hauch von gestern vom Spiegel schwindet. Aber nichts bleibt unvergessen. In irgend einem dunkeln Winkel unseres Gedächtnisses werden all die Spähne und Splitter der Erfahrung aufgehoben. Wort und That, unsere guten Handlungen und schlechten Streiche, das süße Frauenantlitz, das der Stern unserer Jugend war, der Maerimond und Nachtigallensang der Nächte, da uns die süße Pein der ersten Liebe nicht schlafen ließ, alles dies, das wir untergegangen wähnten, wie die Kleider, die wir vor dreißig Jahren getragen hatten, ist unverloren. Das Gedächtniß verfährt mit diesen Dingen, wie der Photograph mit den negativen Bildern, er zerstört sie nicht, sondern setzt sie nur bei Seite für künftigen Gebrauch. Aber nicht nur mit unseren Erfahrungen arbeitet die Einbildungskraft im Traume, sondern sie schweift häufig darüber hinaus und erräth, was sie niemals kennen lernte. Einer der schrecklichsten ist der Traum, in einem Abgrund zu stürzen. Woher kommts, daß beinahe Jeder, der so träumt, die Luft kalt fühlt, während er sie kopfüber durchsaugt? Aus Erfahrung kann das wol Niemand wissen, denn wer einmal so fiel, schläft den letzten Schlaf. Woher also kommts, daß die Einbildung nicht allein den Sturz selbst, sondern auch einen unwichtigen Nebenumstand — die Kälte der rasch durchschnittenen Luft — sich vergegenwärtigt? Andererseits diese Lebhaftigkeit der Phantasie im Traum, die im wachen Zustande nicht ihres Gleichen hat! Wenn wir im Schlafe uns anrufen wähen, fahren wir empor und glauben den Ton noch im Ohre zu hören. Ein schlechter Geschäftsmann träumte einst, daß hinter einem schwarzen Vorhange ein weiblicher Kopf hervorsähe, der regelmäßig abwechselnd, mit dem Tictac der Uhr unter seinem Kissen, jetzt ein Antlitz von wunderbarer Schönheit und jetzt wieder ein fahler Todtenschädel war. Dieser regelmäßige Wandel von Gut- und Entgegen, dies lebendige Gleichniß für den schwer-müthigen Satz, daß das reizendste Antlitz, welches je ein Dichter besang, ein Maler malte oder ein Liebender küßte, nichts ist, als ein mit Fleisch bekleideter Schädel, daß wir Alle Geirippe sind unter unserm Fleische, lag dem gewöhnlichen Ideenträger des Mannes so fern, wie Scepter und Krone einem Tagelöhner. Es ist eben, wie wir oben sagten: im Traum wird Jeder mehr oder minder zum Dichter. Und bei all dieser Kraft und Beweglichkeit der Phantasie, welche die fremdartigsten Situationen schafft und Todte auferstehen läßt, in all den Wunderlichkeiten, im Chaos des Traumens, gewinnen wir nicht selten die untrügliche Selbstkenntniß. Denn träumend sind wir zweifache Wesen: Schauspieler und Zuschauer zugleich, Schauspieler aber, die sich selber spielen; im Traum fällt jede Larve.

[1566]

H.

Wie soll man Kinder strafen?

Vor einiger Zeit erzählten die Journale folgenden Fall: Ein Handwerker drohte seinem elfjährigen Söhnchen, daß er es Abends züchtigen werde. Bis dahin sperrte er das Kind allein in eine Kammer. Als nun nach Verlauf einiger Stunden der Knabe den Vater kommen hörte, gerieth er in solche Angst und Aufregung, daß er aus dem Fenster sprang, wobei er sich das Genick brach. Die Fälle, daß Kinder, in dunkle Kammern gesperrt, Krämpfe bekamen, ja für die Zeit ihres Lebens epileptisch wurden, sind nicht selten. So kann das höchste Gut des Kindes, die älterliche Zucht, durch falsche Anwendung dem Kinde zum Fluch werden. Man beachte und beherzige daher wohl die folgenden Winke. 1. Die Art der Züchtigung sei der körperlichen und geistigen Anlage, sowie dem Temperamente des Kindes angemessen. — 2. Das Maß der Strafe richte sich nach der Größe der Schuld. — 3. Jede Züchtigung muß mit der völligen Selbstbeherrschung vollzogen werden, anderenfalls sie den Charakter einer Wiedervergeltung annimmt. Kinder merken sich das wohl und empfangen eine solche Strafe mit Trost, verbissenem Grimm oder dem Gefühl, der beleidigte und unterdrückte Theil zu sein. — 4. Mit der Züchtigung soll niemals gedroht werden. Entweder wird die Drohung nicht erfüllt und das Kind verliert den Glauben an die älterlichen Warnungen und Versicherungen, oder das Kind leidet in der Erwartung der Strafe eine unnütz verlängerte Marter. Seine Phantasie vergrößert mehr und mehr die Strenge der bevorstehenden Strafe, es zittert bei jedem Ereigniß, das möglicherweise mit der Ausführung der Strafe endigt, und bildet so in sich die Furchtsamkeit aus, welche den Menschen nie glücklich werden läßt. Zuweilen vergrößert eine ungebändigte Einbildungskraft die Schrecken der drohenden Strafe so sehr, daß — wie in dem oben erwähnten Falle — der Selbstmord das geringere Uebel erscheint. Grausamkeit, ja nichts als Grausamkeit also ist es, ein Kind auch nur eine Stunde, geschweige denn Tage oder Wochen lang in beständiger Angst zu erhalten. — 5. Man table, ermahne oder züchtige ein Kind niemals in Gegenwart einer andern Person, wer immer diese sein mag. Seine Selbstachtung wird dadurch verletzt, und dies weckt Widerstand und Zorn. — 6. Man soll ein Kind für ein Vergehen nie zwei-

mal strafen; es ist dies eben so ungerecht, als barbarisch, und wird immer einmüthigen oder verbärten. Was gethan werden muß, werde auf einmal abgethan; auch hüte man sich, auf Vergehungen anzuspielen. — 7. Züchtige niemals, ohne dem Kinde sein Vergehen klar zu machen und ihm darzutun, daß der einzige Zweck der Züchtigung seine gegenwärtige und künftige Wohlfahrt sei. — 8. Bei allen Fällen, welche Züchtigung verdienen, erschreke das Kind nicht mit umständlichen Vorbereitungen, sondern bringe ihm die ganze Sache allmählig und mit wohlwollendem Ernste bei; setze kein Vergehen ins wahre rechte und klare Licht und handle demgemäß; soviel als möglich aber appellirte stets an das Gewissen des Kindes, an sein eigenes Gerechtigkeitsgefühl und seinen Ekelmut, an seine Menschenliebe und Gottesfurcht.

[1566]

H.

Indische Frauentrachten.

Ein Freund des Bazar schreibt uns aus Indien, daß auch dort bei den Eingeborenen die Mode Fortschritte mache. Es sei gegenwärtig durchaus nichts Seltenes, daß Hindufrauen höhere Ranges Schnürleibchen und Unterrock tragen.

Selbst ist die Eitelkeit der Hindu's, ihre Kinder mit Schmuck zu beladen. Oft genug kann man Knaben sehen, welche so schwere Ringe von massivem Silber um die Knöchel tragen, daß sie kaum zu gehen vermögen. Wenn sie größer werden, legen sie dieselben ab. Anders dagegen die Frauen. Diese tragen massive Ringe an den Fingern, Armen und Knöcheln. Auch Ringe an den Beinen sind nicht ungewöhnlich, und mit goldenen Münzen wird das Haar oder das Leibchen geschmückt. Beinahe jede Frau aber, reich oder arm, trägt einen goldenen Ring in der Nase. Dies ist der am meisten geschätzte Schmuck. Bei einigen Rassen gilt es als Zeichen der Wittwenhaft, keinen Nasenring zu tragen, und verheiratete Frauen haben eine abergläubische Furcht, ihn auch nur einen Augenblick lang abzulegen.

Aber — es ist nicht alles Gold, was glänzt, auch in Indien nicht. Sehr oft muß Messing und Zinn das edle Gold und Silber vertreten und Glas den Diamant. Ja die ganz armen Frauen malen sich mit einer harzigen, dem Siegelack ähnlichen Substanz Armbänder um die Handgelenke.

Auch Müßeln und Blumen dienen zum Putz. Zuweilen sieht man junge Hindufrauen mit einer Coiffüre von wohlriechenden Blumen, wie dem indischen Jasmin.

Es ist bekannt, daß sich die Hindufrauen die Wimpern und rings um das Auge mit Lampenruß bemalen und die Fingerspitzen und Nägel mit der Hennapflanze färben, aber auch die Kinder werden auf diese Weise bemalt, Mädchen und Knaben.

[1567]

Die Smaragden-Insel.

Von Julius Rodenberg.

Die Smaragden-Insel, die grüne Insel, die Insel der Heiligen, so heißt eins der schönsten und poesievollsten, aber auch ärmsten und unglücklichsten Länder von Europa, nämlich Island. Fern im Westen gelegen, der letzte Außenposten, so zu sagen, des europäischen Continents, spült eine See um die Küsten dieser Insel, welche überall tiefgrün ist, und die Küsten selber dieses Eilandes, seine Thäler und Landschaften schimmern von einem goldigen Grün, während die malerische Form der Berge, von fern gesehen, einen purpurinen Schein hat. Nirgend wächst der Klee so reichlich, als in diesem Lande, welches darum auch das Kleeblatt, den nationalen „shamrock“, zu seinem Zeichen gewählt hat. Der Lorbeer steht hier in Heden um die Einfassung der Gärten. Die rothe Glocke der Fuchstafelstauden steigt hier empor an den Wänden der Häuser und um das Dach künftert das feingegliederte Laub der Akazie. An einigen Stellen im Süden blüht im Freien die Myrthe und überall liegt ein feuchter, warmer Himmel über diesem Lande, welches von der Vorsehung bestimmt schien, das glücklichste der Länder zu sein und durch die Schuld der Menschen das unglücklichste geworden ist.

Ein heißblütiger, jetzt sehr niedergedrückter, einst aber in hohem Grade ritterlicher Menschenschlag, ein Volk, in dem jeder dritte Mann einst ein Poet gewesen und jetzt ein Bettler ist, bewohnt diese Insel. Nichts Schöneres, als die Frauen von Island, diese dunkeläugigen, schwarhaarigen, blendenden Geschöpfe! sie, von Dichtern gefeiert, einst Erins bester Schmuck, und jetzt in Armuth und Elend verkommen, wie ihr Land, nothdürftig in Lumpen gehüllt, am Wege stehend, bettelnd ... Raum gibt es ein zweites Land auf der Welt, wo der Contrast zwischen der Armuth und Lieblichkeit der Natur mit der ganzen Trostlosigkeit der menschlichen Zustände auf eine so haarsträubende Weise hervortritt. Der Wanderer, welcher Island durchpilgert, hat immerfort das Gefühl, als ob die Natur sich trauernd von ihm abwende, als ob Schiller's Wort, daß die Welt überall schön sei, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, nur für dieses Land gesprochen! Da findet man zerfallene Hütten, deren Bewohner sie verlassen haben; da sind zahllose Dörfer, welche leer stehen. Ueber die Dächer ist Moos gewachsen und die Wände sind zerstört: auf dem Herde wuchert die Distel und durch den kalten Ramin saust der Wind. Erbarmenswerth, wie diese Hütten und Dörfer der Ausgewanderten, sind es die Wohnstätten der Dahingebiebenen in einem noch viel höheren Grade. Da reicht kein Bild, kein Ausdruck der menschlichen Sprache hin, um ein solches Elend, einen solchen Schmerz, eine solche Niedrigkeit der Armuth zu schildern. Da ist kein Lehnhäufchen schlecht und feucht genug, als daß nicht Menschen darin wohnen sollten, ohne Licht, ohne Luft, schlecht genährt und schlechter gekleidet. Ein unerträglicher Dunst füllt den elenden Raum, in welchem der arme Irlander zusammen haust mit seinem Vieh. Durch ein Loch, mit Lumpen verstopft und Fenster genannt, schlägt der Regen und pfeift der Wind, den Qualm zurücktreibend, den ein schwelendes Torffeuer fortwährend erzeugt; und aus einem andern Loch, mit einer halbverfaulten Latte gesperrt und Thür genannt, kriechen die verwilderten Bewohner, wie einst die Troglodyten, aus ihren Höhlen. Unglaublich, wie diese Zustände scheinen mögen, so werden die Schlafwüthel, in welchen Menschen wohnen und leben, doch noch übertroffen von dem schauerlichen Anblicke ihrer Gräber und ihrer Kirchhöfe. Zwischen den Hügeln liegen die Bretter und Deckel von Särgen, auf den Mauern bleicht Menschengebein in der Luft und in den Räumen eingesunkener Kapellen modern hoch aufgehäuft die Schädel zahlloser Todten.

Kein Wunder, daß mit den Menschen, die sie bewohnt, auch die umgebende Natur bis zu einem gewissen Grade ihr Ansehen verändert. Der Boden, des schützenden Waldes beraubt, verjumpt; seine natürlichen Hilfsquellen versiegen, seine nährenden

Kraft erstickt unter Wasser und Gestein. Der ganze Westen, von Hunderttausenden bevölkert, gleicht einer Wüste, wo man in einem knietiefen Morast in eine meilenweite Haide und aus dieser Haide wieder in einen endlosen Moor kommt, in welchem nichts zu erblicken ist, als große Steinklöße. Obgleich auch hier der Ocean grün und rauschend an das Gestade rollt und aus seiner Dufimasse bläulichen Gebirges, in Mayo und Connemara, die Häupter des Ben Patrick und Cruachan kühn und herrlich in die weiten Lande schauen, so beschleicht den Wanderer doch ein unsäglich kummervolles Gefühl, wenn er stundenlang in der Steppe ringsumher entweder gar keine Menschen, oder nur Menschen sieht mit allen Gebrechen der Menschheit, mit Hunger, Noth und Armut behaftet. Dieser unglückliche Zustand ist das langsam gereifte Resultat sechshundertjähriger innerer Auflösung eines Volksstammes, welcher einst der herrschende Europas war, und in der That, zu einer Zeit, wo die übrige Welt noch tief in geistiger Nacht besangen lag, eine Apostel nach England, Frankreich und Deutschland sandte. Aber so früh schon, als im 12. Jahrhunderte, begann ihr sittlicher und materieller Verfall. Um diese Zeit hatte sich die nationale Nationalität, welcher das irische Volk angehört und welche bei den Einwanderungen neuer Völker im frühen Mittelalter immer mehr zerstückt und isolirt worden war, fast überall mit diesen neuen und stärkeren Elementen vermisch, eine Mischung, aus

Und doch gibt es, mit allem Glend, das darin wohnt, kein zweites Land so lieblich und schön, so voll von Volkspoesie, Musik und phantastischen Märchen, als dieses Land. „Die letzte Rose“ — wer kennt sie nicht? — ist ein irisches Volkslied. Bettelkinder singen es am Wege, und auf allen Lippen lebt der Name seines Dichters: Thomas Moore.

Kein Fleck in Irland, welchen dieser berühmte Dichter nicht verherrlicht und durch seine Poesie bekannt, ja „fashionable“ gemacht; kein Dichter hat für seine Heimat, unglücklich wie sie ist, mehr gethan, als dieser. Denn es gehört jetzt fast zum guten Tone für einen Engländer, wenigstens einmal in seinem Leben die Plätze zu sehen, die Thomas Moore in seinen „Irischen Melodien“ gefeiert; ja, die Königin selber hat einmal die „Seen von Killarney“ besucht, die ihren hellsten Glanz der Poesie Thomas Moore's verdanken, und dies liebliche „Innisfallen“, dies Myrthenland im See, von dem er gesungen:

Leb' wohl, süß Innisfallen, mag's
Stillsonnig glühn um deine Höhen:
Wie schön du bist, ein Andern sag's —
Mich laß nur fühlen, wie du schön!

Süß Innisfallen, goldig grün
Sollst du in meinen Träumen stehn
Wie ich zuerst im Abendglühn
Dich sah, gleich einem Land der Feen.

Einen anderen Punkt im südöstlichen Irland, den Moore's

Die Freunde, mit denen ich einst hier gelacht,
Die waren's, die theuer dies Thal mir gemacht;
Die gefühlt, wie die Welt dann erst reizend sich malt,
Wenn verflärt aus den Blicken Geliebter sie strahlt.

Süßes Thal von Avoca! Welch Dasein voll Lust,
Könnst' ich leben in dir, an befreundeter Brust,
Wenn die Stürme verweht, wenn die Schmerzen verweint —
Herz an Herz, wie der Strom dort dem Strom sich vereint!

[1573]

Die bürgerlichen Kreise von Paris und die Frauen.
(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Wem nicht bei seiner Geburt eine freigebige Fee gelächelt, so daß er sich nur die Mühe zu geben brauchte, die Augen aufzuschlagen, um in seiner Wiege ein Angebinde von zehn oder fünfzig oder hundert Tausend Franken Rente zu finden, oder gar wie der Fürst Demidoff ein Jahreseinkommen von einer Million Rubeln: der sucht sich eben sein Brod zu verdienen nach seinen Fähigkeiten und nach Landes Brauch.

Draußen in Deutschland hat sich der Brauch so ausgebildet, wie ihn Goethe in seinen schönen Versen schildert:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saurer Wochen, frohe Feste!



Das Thal von Avoca (die Smaragden-Insel).
Originalzeichnung von H. Gschle.

welcher das französische, das englische und zum Theil das schweizer und belgische Volk hervorgegangen ist. Die Irländer, auf einer Insel von den nächsten und friedlichen Einflüssen einer solchen Verschmelzung abgeschlossen, erhielten sich, zu ihrem Unglück, in ihrer Nationalität und Sprache, sie überlebten sich gleichsam selber, und ohne die Kraft eines erfolgreichen Widerstandes vertheiligten sie jene für sie bedeutungslos gewordenen Güter gegen die Engländer, welche zu Ende des 12. Jahrhunderts zum ersten Male ihren Fuß auf die „Insel der Heiligen“ setzten. Seit jenem Jahrhundert hat der Krieg der Irländer gegen die Engländer gedauert und er ist eigentlich noch heute nicht beendet. Demselben Scepter unterworfen, betrachten sich beide noch immer als Feinde; noch lebt in hunderttausend Herzen der Traum von Irlands Herrlichkeit, noch rufen Hunderttausende in der alten irischen Sprache ihrer Väter den heiligen Patrick an, und die Bewegung der „Fenier“, von welcher uns jetzt fast jede Zeitung unterhält, ist auch nichts als eine der Todeszuckungen dieses unglücklichen Volkes, welches seit sechshundert Jahren im Sterben liegt.

Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria, und namentlich im Verein mit dem guten und großen Prinzen Albert, in dem Irland vielleicht seinen besten Freund verloren hat, scheint sich in der innern Lage des Landes viel verbessert zu haben. Ackerbau und Industrie wurden mehr als je zuvor begünstigt, der kleine Krieg zwischen den meist englischen Grundbesitzern und ihren irischen Pächtern ließ nach und das gräßliche Pest- und Hungerjahr 1847 befreite das Land von den unruhigen Feinden seiner Einwohner. Hunderttausende wanderten aus; jenseits des Meeres, in Nordamerika, gründete sich ein neues Irland, und in dem alten Irland drang, zu seinem Vortheil, englischer und schottischer Unternehmungsgeist immer weiter vor. Der Osten, mit der prächtigen Hauptstadt Dublin, der Norden mit der reichen Fabrikstadt Belfast haben fast ganz schon ein civilisiertes Aussehen gewonnen; aber im Westen, als der Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1858 ihn durchwanderte, sah es leider noch ganz so schlimm aus, als oben geschildert.

Dichtung berühmt gemacht, zeigt unser Bild: Das Thal von Avoca, eine Landschaft von ungemainer, fast melodischer Weichheit der Formen, üppiger bewaldet als irgend ein anderer Theil der im Allgemeinen jetzt waldarmen Insel, nach der Natur für uns aufgenommen von H. Gschle, dem bekannten Landschaftler. Im weiten Umkreise von einer blauen Gebirgskette umschlossen, duckt sich dieses „lieblichste der Thäler“ in einem duftigen Waldeschooß; zwei Flüsse, der Avon-mor (das große Wasser) und der Avon-beg (das kleine Wasser) begegnen sich unter der Brücke, von welcher man dem vielfach gewundenen Laufe des vereinigten Stromes, des Avoca, weit hinaus folgen kann.

Es war an einem sanften Augustabend vor acht Jahren, die Sonne ging unter und der Mond ging auf, als ich auf jener Brücke stand, welche das Bild dem Leser zeigt. Ein Freund, der jetzt nicht mehr ist, und ein anderer Freund, der jetzt tausend Meilen weit von mir über dem Wasser ist, standen dort mit mir. Wir waren drei junge Männer damals und das Leben lag vor uns, golden wie jener Abend ... Es war ein Samstag Abend und die Glocken läuteten von nah und fern. Sanfte Hügel und Wiesen und Gehöfte mit stillen weißen Mauern waren um uns, und über uns und durch den Abendhimmel gaukelten gelbene Wäldchen und uns durch die Seele zog die Musik der Landschaft, der Ströme, der Glocken, der Jugend und der Freundschaft. ... Nicht ohne Wehmuth daher kann ich das kleine Bild betrachten, welches mir alle diese Eindrücke zurückruft, und mit der Erinnerung an jenen Abend mischt sich die Erinnerung an das Lied Thomas Moore's, welches wir damals gemeinsam sangen und welches ich heute nur noch einsam wiederholen kann:

Kein Thal in der Welt, das so lieblich mir scheint,
Als das Thal, wo der Strom mit dem Strom sich vereint —
O, verwehn muß die Sehnacht, die warm mich durchläßt,
Oh' der Duff jenes Thals mir im Herzen verbläßt.

Nicht war's die Natur und ihr reicheres Blühen,
Nicht des Wassers Krystall und das frische Grün,
Nicht der sanftere Meiz von Strom und von Wald —
Ach, mich hielt eine süßere, schönere Gewalt.

Das heißt: man arbeitet, gönnt sich aber auch dabei sein Vergnügen und seine angemessene Erholung. Die Männer gehen nach des Tages Last und Hitze zum Biere oder auf die Kegelbahn, und die Frauen, mögen sie sich nun allein der Haushaltung widmen, oder an der Männer Beschäftigung Theil nehmen, finden doch Zeit zu den Leseabenden oder dem Kaffeekränzchen. Dazwischen fallen kleine Vergnügungsreisen, von denen man neu gestärkt zur Berufsthätigkeit zurückkehrt, und so geht es, ohne allzu aufreibende Anstrengung, meist fort bis zum Lebensende, oder wenigstens bis die Kinder so weit herangewachsen sind, um den Aeltern das Geschäft aus den Händen zu nehmen. Der Deutsche gewinnt seine Arbeit, wofür er sie gründlich versteht, meist so lieb, daß sie ihm mehr ist, als ein Mittel seinen Unterhalt zu verdienen und Geld zu erwerben; sie wird ihm eine werthe Lebensgefährtin, und Mancher, der es längst nicht mehr nöthig hätte, schafft weiter im Schweiße seines Angesichts, weil ihm seine Arbeit Freude macht.

Anderes hat sich der Brauch in Frankreich entwickelt. Hier arbeiten die Leute sorgenvoll, ruhe- und rastlos während einer Reihe von Jahren, gönnen sich weder Zerstreuung noch Vergnügen, bis sie, je nach ihren Ansprüchen, eine kleinere oder größere Summe erspart haben. Dann verkaufen sie ihr Geschäft, beziehen ein Landhaus in der Umgebung von Paris, in der Provinz, eine stille Straße, legen die Hände in den Schooß und so ruhen sie gründlich von der Arbeit aus, bis an ihr selbiges Ende. „Se retirir des affaires“ (sich vom Geschäft zurückziehen) lautet der Ausdruck dafür.

Ich spreche hier natürlich weder von den großen Bankiers, noch von den großen Fabrikbesitzern, bei denen sich das Etablissement oft Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt, sondern von dem mittleren, oder wenn man will, kleineren Bürgerstande. Unter diesen ist die eben geschilderte Sitte allgemein. Woher sie stammt, ist schwer anzugeben; wahrscheinlich kam es so, daß die Franzosen, welche für den Detailhandel und alle kleineren Erwerbszweige eine weit größere Beschäftigung als

wir Deutschen besitzen, sich diesem schon frühe in beträchtlicher Anzahl zuwandten, und daß die hierdurch entstandene Concurrenz die Leute zu einer ununterbrochenen und angestrengten Berufstätigkeit zwang.

Das gestaltete sich so zuerst in Paris; da aber alle Pariser Häuser durch Reisende u. s. w. ihren Rayon auch auf die Provinzen erstreckten, wurden die Bewohner der letzteren bald gezwungen, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Dann entwickelte sich der Brauch mehr und mehr, so daß es heute dem Einzelnen ganz unmöglich wäre, sich demselben zu entziehen, um sein Geschäft in etwas begünstigter Weise zu betreiben.

Diese Ausnutzung aller Kräfte hat zur Folge, daß fast immer und überall die Frauen an der Männer Arbeit theilnehmen. Nicht nur in jenen Geschäftszweigen, bei denen wir es auch in Deutschland sehen, wie Schnitt- und Kurzwaarenhandlungen, Conditoreien und den kleinbürgerlichen Berufsarten, sondern in beinahe allem theilhaftig sich in Frankreich die Frau des Hauses am Erwerb. In Apotheken, Buchhandlungen, überhaupt allen Geschäften, die mit einem offenen Laden verbunden sind, bei den Handwerkern auch in den echt französischen Engroskhäusern, ja selbst in den verschiedenen Fabricationszweigen fällt den Frauen ihr Antheil an der Arbeit zu. Meist führen sie die Cassé. Das heißt, sie thronen am Eingange des Ladens oder Magazins hinter einem erhöhten Pulte, von welchem aus sie das gesammte Local überwachen und die in demselben gemachten Einkäufe werden beim Abgehen an sie bezahlt. Vollständig „en toilette“ und das Haar geordnet, immer mit etwas Kofetterie, aber dem natürlichen Geschmade, der den Französinen zu eigen ist, nehmen sie diesen Platz schon früh um neun Uhr ein und behaupten ihn standhaft bis zum Schluß des Geschäfts, zwischen sieben und zehn Uhr des Abends. Die zwei Mahlzeiten, Frühstück und Diner, werden entweder in der arriere-boutique, einem an den Laden stoßenden Zimmer, oder wenn sich die Wohnung im selben Hause befindet, in dieser eingenommen. (Die immer allgemeiner werdenden Niesenmagazine, deren besondere Schilberung ich mir für einen anderen Brief vorbehalte, sind natürlich anders eingerichtet.) Man denkt nicht daran auszugehen, wenn es nicht etwa das Geschäft erfordert. Hauswesen und Küche besorgt die Bonne oder Köchin unter reich ererbter Aufsicht der Frau vom Hause.

So geht es ohne Unterbrechung die ganze Woche hindurch; am Sonntage fällt der Geschäftsschluß zwischen Mittag und vier Uhr, dann folgt ein Spaziergang zur Erholung oder ein Besuch in befreundeten Familien.

Diese Lebensweise dauert so jahraus, jahrein, nur durch die Familienfeste oder seltenen Besuch der Theater unterbrochen, so lange die Arbeitsjahre währen. Und glaube man nicht, daß dies nur die Gewohnheiten der ganz kleinen Bourgeoise seien. Die Leute, welche heute noch so leben, geben vielleicht einen Monat später ihr Geschäft ab, schaffen sich Pferde und Wagen an und kaufen ein Schloss in der Normandie. Alle bringen es freilich nicht so weit; die Mehrzahl nimmt mit einem bescheidenen Doofe vorlieb, aber doch glücklich es verhältnißmäßig Vielen. Um aber wieder auf die Frauen zurückzukommen, so erfordert die Gerechtigkeit, den Französinen das Zeugnis auszustellen, daß sie sich vortrefflich zu dieser Rolle von „Geschäftsfrauen“ eignen. Ein Landsmann, der schon lange in Frankreich lebt und selbst mit einer Französin verheiratet ist, versichert mir zuweilen allen Ernstes, der richtige Platz für eine Französin sei weder im Haushalt, noch in der Küche, noch im Kinderzimmer, nicht einmal in einem Salon, sondern hinter einem Ladentische, und jede Französin, welche nicht an diesen natürlichen Platz gestellt sei, habe ihren Lebenszweck verfehlt. Die hiesigen Frauen sind sich dieser Begabung auch sehr wohl bewußt und betrachten sie mit Stolz. „Elle a l'esprit du commerce“ (sie hat Geschäftsgeist) sagt wol eine Mutter von ihrer Tochter, wenn sie dem angehenden Schwiegersohne die Vorzüge seiner Braut rühmt.

Eines nur wird sich die freundliche Leserin bereits selbst gesagt haben: nämlich, daß mit solcher Lebensweise eine Häuslichkeit, ein Familienleben in unserem Sinne nicht vereinbart werden kann, und in der That besteht dasselbe in Frankreich auch nicht.

Wie bereits erwähnt, lassen wir die vornehmen Classen heute ganz aus dem Spiele. Aber selbst in jenen Ständen, wo der Natur der Sache nach das Weib an des Gatten Arbeit keinen Antheil nehmen kann, wie bei Staatsbeamten, Richtern, Advocaten, Aerzten u. s. w., ist die Häuslichkeit von unserer deutschen wesentlich verschieden. Der merkbarste Unterschied gibt sich in der Erziehung der Kinder, von ihrer frühesten Jugend an, zu erkennen.

Trotz der meistens vortrefflichen Gesundheit der Französinen pflegen dieselben nur selten ihren Kindern die erste Lebensnahrung selbst zu reichen. In den unteren Classen ist es natürlich viel überal; die oberen nehmen eine Amme ins Haus.

In den mittleren aber, den Bürgerfamilien, erlaubt der beschränkte Wohnungsraum nur selten die Aufnahme dieser neuen Hausgenossin, auch hält man mit Grund die Pariser Luft nicht sehr zuträglich für Säuglinge und gibt sie daher „en nourrice“ auf das Land. Das kann auf zweierlei Art geschehen, entweder indem man die Kinder einer der großen Säuglingsbewahranstalten anvertraut, deren in der Umgebung von Paris mehrere bestehen, oder indem man sie in einer ländlichen Familie unterbringt, wo eine robuste Bäuerin den anvertrauten Pflegerin gleichzeitig mit ihrem eigenen Kinde aufzieht. Die zuerst genannten Anstalten, deren Schilberung ich mir ebenfalls für später vorbehalte — immer vorausgesetzt, daß die geeigneten Leserrinnen des Bazar meine Prosa mit der durchaus nothwendigen Nachsicht aufnehmen werden — bieten jedoch, trotz sorgfältigster Leitung, manche Schatten Seiten dar; namentlich ist in denselben die Sterblichkeit ziemlich groß, so daß sie fast ausschließlich von der unbemittelten Klasse in Anspruch genommen werden. Die besser Situirten übergeben ihre Kinder einer Bauernfamilie und sehen dieselben häufig oder selten, je nach deren Entfernung von ihrem Wohnorte und nach der Art ihrer eigenen Beschäftigung. Zuweilen ist es der Fall, daß eine Mutter während eines ganzen Jahres, so lange dauert die Pflegezeit gewöhnlich, den Anblick ihres Kindes entbehren muß. Diese Einrichtung erklärt die in Frankreich hier und da vorkommende Unterschiebung von Kindern.

Ich kenne selbst eine junge Dame, welche nicht die Tochter des Chepaars ist, das sie lange Zeit für ihre Eltern hielt und bei dem sie jetzt noch lebt. Der Mann war in früheren Jahren Geschäftsreisender, die Frau Kassirerin in einem der ersten hiesigen Restaurants, als ihnen eine Tochter geboren wurde. Es ließ sich nicht daran denken, das Kind im Hause zu behalten und so wurde dasselbe einer Bauersfrau in der Champagne übergeben, deren viertes Kind ebenfalls ein Mädchen und in gleichem Alter wie jenes war. Nicht lange darauf ließ ihnen die Bäuerin nach Paris sagen, daß ihr (der Bäuerin) eigenes Kind gestorben sei, das ihr anvertraute sich jedoch sehr wohl befindend. Auf oft an sie gerichtete Briefe brachten Boten, die zufällig nach

Paris kamen, stets die gleiche Antwort. Der Vater, dessen Reisen ihn ausschließlich nach Spanien und Portugal führten, konnte doch den Aufenthaltsort seiner Tochter einmal besuchen und sich an deren blühendem Aussehen erfreuen. Der Mutter jedoch, wie sehr ihr Herz auch danach verlangte, war es nicht vergönnt, ihr Kind während des Pflegejahres zu umarmen. Ein strenger Winter fiel dazwischen, so daß es nicht gerathen war, die Amme mit dem Kinde auf Besuch nach Paris reisen zu lassen, und als der Frühling kam, tröstete man sich damit, daß es im Sommer wieder für immer zurückgebracht werden sollte. Im August kam denn auch die Amme nach Paris und übergab den Aeltern ein kräftiges, gesundes Mädchen, welches dieselben ohne Arg als ihre Tochter aufnahmen. Sie behielten es fortan im Hause, schickten es später in die Schule und das Kind wuchs heran zur Freude der Mutter und des Vaters, deren Liebe durch Gehorsam und innige Gegenliebe vergeltest.

Fünf Jahre später trafen eines Tages die Amme und ihr Mann als unerwartete Gäste ein und verlangten unter Thränen das Kind als ihr eigenes zurück. Sie erzählten folgendes: Das eine, nach kaum bemerktem Unwohlsein, gestorbene Mädchen sei das ihnen anvertraute gewesen; da sie aber arme Leute seien, die mit der Ernährung ihrer Familie sehr große Mühe hätten, so sei in ihnen damals der böse Gedanke aufgetaucht, sich von der Last ihres jüngsten Kindes zu befreien, indem sie dasselbe als das verstorbene ausgaben. Dieser Plan sei auch ausgeführt, die Kleider der beiden Kinder verwechselt worden und die Todtenschau habe den bis heute unentdeckt gebliebenen Betrug nicht bemerkt. Seitdem aber lasse ihnen das Gewissen keine Ruhe mehr und nach jahrelangen Kämpfen hätten sie sich entschlossen, ihre Schuld einzugestehen; ihr Kind aber müsse ihnen wieder gegeben werden!

Das Pariser Ehepaar erstarrte bei diesen Erzählungen, die es im Anfang für eine bloße Speculation hielt; aber die sprechende Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Kindes mit denen der Bauersleute bewiesen nur zu deutlich die Wahrheit dieser Erzählung. Nun neue Thränen auf beiden Seiten! Das verstorbene Kind war für die Pariser Familie das einzige geblieben. Jetzt das andere hergeben zu sollen, das sie bis zu diesem Augenblicke für ihr eigenes gehalten, das ihres Lebens Freude war: das vermochten sie nicht. Sie boten viel Geld, baten und stöhnten daß man es ihnen lassen solle; sie verweigerten mit Entschiedenheit dessen Auslieferung und wiesen auf den jedenfalls zweifelhaften Ausgang eines Prozesses hin, da ja in den Sterberegister das Kind der Bäuerin eingetragen stand. Aber diese und ihr Mann waren unerbittlich. In rauher Sprache schilderten sie ihre Sehnsucht nach dem verlorenen Kinde, ihre Seelenkämpfe und Gewissensbisse, die nur durch dessen Zurücknahme zur Ruhe gebracht werden könnten.

Nach mehrstündigem Hin- und Herreden rührten endlich der Schmerz und die Verzweiflung der Adoptivmutter das Herz der Bäuerin, welche dann auch ihren Mann zum Nachgeben bestimmte. Es wurde ein Abkommen getroffen, wonach Alles blieb wie es war, nur daß den wirklichen Aeltern gestattet wurde, ihre Tochter zu sehen, so oft es ihnen beliebt. Dagegen übernahmen es die Adoptivältern, deren Verhältnisse in stetigem Ausfließen begriffen waren, für die Kinder der Landleute nach Kräften zu sorgen und sie haben getreulich Wort gehalten. Erst viele Jahre nachher erfuhr die junge Dame die Wahrheit über ihre Herkunft und seitdem verehrt sie, wenn möglich, ihre Pflegeältern noch mehr als früher.

Durch die Erzählung dieser durchaus wahrhaftigen Begebenheit will ich natürlich nicht im Entferntesten andeuten, daß in Frankreich die Unterschiebung von Kindern an der Tagesordnung sei; sondern wenn sie nicht während des Pflegejahres sterben, werden sie nach Ablauf desselben ihren Aeltern zurückgegeben. Bei diesen bleiben sie alsdann, bis sie zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahre, die Knaben in das Collège und die Mädchen in das Institut abgehen, meistens in ganze Pension, so daß sie nur an Sonn- und Feiertagen und in den Ferien ihre Aeltern zu besuchen kommen. Wenn einem zufällig das Programm eines französischen Mädcheninstituts in die Hände fällt, so erschrickt man beinahe über die hochtrabenden Namen der Lehrgegenstände und befürchtet, die mit solcher Wissenschaft beladenen Fräulein müßten als schlimme Blauschirmpfe der Welt wiedergegeben werden. Zum Glück ist die Sache nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Die französische Sprache liebt die volltönenden Bezeichnungen: das ABC nennt sie einen „Cursus der Beredsamkeit“ (cours de rhétorique), das Einmaleins einen „Cursus der Mathematik“ (cours de mathématiques) und die Mittelteilung, daß das Wasser naß ist, einen „Cursus der Naturwissenschaft“ (cours de physique). Die jungen Französinen, welche das Institut verlassen, tragen also an ihrer Gelehrsamkeit meistens nicht sehr schwer. Diejenigen, denen ihre Aeltern nicht durch eine Mitgift eine Verheirathung in sichere Aussicht stellen können, wählen dann einen Beruf. Der Brauch, dieselben zu Erzieherninnen und Gouvernanten auszubilden, ist weit weniger allgemein, als in Deutschland, und ich glaube, man thut wohl daran. Sie erlernen entweder „le commerce“, den Handel, indem sie als Gehilfen in die verschiedenen Geschäftszweige treten, wo junge Damen beschäftigt werden und rücken allmählig zum Posten einer Buchhalterin und Cassirerin vor; oder sie widmen sich einer der weiblichen Handarbeiten, wie „lingerie“, Putzmacherei, Kleidermacherei, deren Betrieb in Frankreich lohnender als in anderen Ländern ist und mit deren reizenden Erzeugnissen Paris die ganze Welt versieht.

Die Töchter der bemittelten Classen werden nach Vollendung der Institutsjahre in ein Kloster gebracht, wo unter der strengen Zucht der Klosterfräulein ihre Erziehung vollendet wird. Darin verbleiben sie bis zu ihrem sechzehnten oder siebzehnten Jahre und verlassen es dann, eben so unerfahren in praktischen Dingen, wie sie es bezogen haben. Oft treten die jungen Französinen direct aus dem Kloster an den Traualtar, um einem Manne die Hand zu reichen, den sie vorher kaum gesehen und den ihre Aeltern für sie ausgesucht haben. Es sind dies die „mariages de convenance“, bei denen nicht das Herz, sondern der Notar befragt wird, und die in Frankreich eine größere Rolle spielen, als — zum Glück! — in Deutschland, obgleich man auch dort wol wissen wird, was eine „Convenienz-Heirath“ bedeute!

[1570]

C. F. Despoir.

Kraft und Größe.

Das Compliment: Er ist stark wie ein Riese! wird nachgerade zweifelhaft, denn man kommt mehr und mehr dahinter, daß dick und vollblütig nicht kräftig sein heißt und Größe nicht Stärke ist. Goliath war weiter nichts als ein großer Kloß von Schwäche,

Simson aber, dessen Thaten von seiner Tapferkeit zeugen, höchst wahrscheinlich ein Mann von mittlerer Größe. Und nun Herkules gar! Zehn gegen Eins: er war ein kleiner Mann.

Der thierische Körper (wohlverstanden, der Körper) läßt sich sehr wohl mit einer Dampfmaschine vergleichen. Je mehr Kohlen eine Maschine verschlingt, desto mehr Kräfte kann entwickeln.

Je mehr ein Organismus seiner körperlichen Anlage zufolge von einer gegebenen Menge Nahrung sich assimiliren kann, desto mehr Kraft gewinnt er zu seiner eigenen Verwendung. Die Kräfte aber, welche in einem lebenden Wesen thätig werden müssen, indem sie sein Wachstum fördern, zugleich seine Bestandtheile construiren. Sie müssen nicht allein seine Lebenskraft, sondern auch die Wirkung der letzteren, die Muskularkraft hergeben. Die effective Kraft, welche jedes lebende Wesen zur Verfügung hat, wird daher in Verhältniß zu seiner Nahrung zunehmen und im Verhältniß zu seinem Gewichte abnehmen. Oder man kann diese Idee auch so ausdrücken: je mehr Nahrung ein Thier zu sich nimmt und je weniger es wiegt, desto mehr Muskelstärke wird es besitzen. $\frac{1}{2}$

Die Experimente eines Franzosen, Felix Plateau, haben in neuester Zeit diesen Satz schlagend bewiesen, indem er nämlich die Muskularkraft von Insekten, die Stofs- und Tragkraft und das Gewicht, womit sie zu fliegen im Stande sind, feststellte.

Ein Mann von dreißig Jahren, welcher 130 Pfund wiegt, kann nach Regnier nur 120 Pfund tragen. Es verhält sich also das Gewicht von dem, was er tragen kann, zu dem Gewichte seines Körpers: wie 12 zu 13. Ein Zugpferd kann nur für wenige Augenblicke eine Kraft ausüben, welche $\frac{2}{3}$ seines eignen Gewichtes gleichkommt. Der Mann ist also härter als das Pferd.

Aber das kleinste Insekt trägt nach Plateau mit Leichtigkeit fünf, sechs, zehn, zwanzigmal sein Gewicht und mehr. Wenn ein Pferd relativ dieselbe Stärke wie mancher Käfer hätte, so könnte es eine Zugkraft ausüben, welche ungefähr 60000 Pfund gleich käme.

Außerdem hat Plateau zur Evidenz nachgewiesen, daß, wenn man zwei Insekten aus derselben Klasse, welche an Gewicht bedeutend verschieden sind, mit einander vergleicht, das kleinere und leichtere auch das stärkere ist.

Um die Stofsraft eines Insekts zu berechnen, sperrte Plateau dasselbe in eine Röhre von Kartenpapier, deren innere Seite rauch gemacht war. An dem einen Ende war ein transparentes Blättchen eingelassen, gegen welches das Thierchen dann sobald es das Licht bemerkte, mit aller Kraft und Anstrengung stieß. Das Blättchen, vorwärtsgetrieben, wirkte auf einen Hebel der hinwieder mit einem Apparat verbunden war, um die gemachte Anstrengung zu messen. Um das Gewicht zu bestimmen, welches ein Insekt im Fluge tragen kann, hing ihm Plateau einen Faden mit einem Kugelhaken an, dessen Gewicht vermehrt oder vermindert werden konnte. Es stellte sich aber heraus, daß ein Insekt im Fluge kein merkbar größeres Gewicht, als das seines eignen Körpers tragen kann.

Der Instinct des Volks hat diese Wahrheiten längst erkannt. Das Märchen vom „kleinen tapfern Schneiderlein“ ist, möchte ich sagen, ihre mythische Einkleidung. Zur Beruhigung der vielen Treßlichen aber, welche minder leicht von Gewicht sind, will ich an den Helden Johannes Sobiesky erinnern, der kühe wie ein Löwe und fett wie eine Wachtel war. Und dann, was will heutzutage ein übermäßiges Zunehmen an Umfang und Gewicht sagen, wo in jedem Bücherladen Banting's Buch wider die Corpulenz zu kaufen ist.

[1568]

J.

Die Mode.

„Ach,“ seufzt Clotilde in der theatralischen Philippika wider den Kleiderlurus, in der vielbesprochenen Comödie „Die Familie Benoiston“, „wo sind die einfachen Toiletten meine Jugendzeit hin? Ein Duzend Ellen Mouffeline, drei Ellen Band und eine Blume im Haar.“ Sofort bildete sich in Paris eine Gesellschaft distinguirter Frauen, welche sich nur noch in weißen Mouffeline kleiden wollen. Als ob der Stoff es thäte. Als ob man nicht auch pfennigweise ein Verschwender sein könnte. Nein, nicht dagegen, daß sich die Kleider zu breit machen, nicht gegen die Mode laßt uns klagen werden, sondern gegen uns, die wir ihre Gaben nur allzuoft ohne Takt und Geschmac anwenden. Wer immer das Neue seiner Persönlichkeit, sowie der Umständen und Verhältnissen anpassen würde, käme nie in Gefahr, zu übertreiben und zu verschwenken. Was nicht es uns das Modenste zu tragen, wenn es nicht auch das Geeignete ist. Bei der Wahl der Farben wie der Formen leite uns vor Allem die Rücksicht auf das Harmonische, das heißt, die Sorge, daß jene mit uns und den äußeren Umständen zusammenstimmen. Wie unpassend wäre es z. B. im Regenwetter oder zu einem Beileidsbesuche einen grell- und buntfarbenen Anzug zu wählen, wie unpassend, zu einer Anstandsvisite geschürzte Robe und Japanesenhut zu tragen. Das Beste ist: man wählt den Anzug, mag er nun von mehr oder minder kostbarem Stoffe sein, in einer indifferenten Farbe oder höchstens in zwei harmonischen Farben. Denn dann ist es ein Leichtes, denselben entweder durch eine entsprechende Garnitur, durch zeitweiliges Hinzufügen eines gebiegten Shawls oder dergl. zu beleben und zu variiren.

Bei dem drohenden Verschwinden der Crinoline greift man zu verschiedenen anderen Hilfsmitteln zur Unterstützung der noch immer sehr überflüssig langen Roben. Man bringt nämlich zwischen Futter und Robe am untern Rande derselben eine Steifeinlage an, welche verhindert, daß die Robe durch tiefe Falten des weichen Stoffes unten an Umfang verliert. Auch werden zur Ausgleichung des obren Umfangs sogenannte Tourmiren getragen, die von Steifgaze oder Shirting hergestellt und mit schmalen Volants überdeckt sind. Eine der nächsten technischen Nummern des Bazar wird unseren Leserrinnen diesen eigenthümlichen Toilettengegenstand durch Bild und Beschreibung erklären. Bringt man an Kleibern und Paletots eine Garnitur an, so wird dieselbe nicht mehr unmittelbar am untern Rande der obigen, sondern in geringer Entfernung davon und vorzugsweise in einzelnen Figuren arrangirt. Oder sie deckt, vom untern Rande aufsteigend und nach oben hin allmählig schmaler werdend, die Mähte des Rockes bis zur Taille hinauf oder imitirt auf dem Rode eine lange, vorn offene Tunika.

Unserer pariser Correspondenz entnehmen wir, daß man die eleganten Kleider vielfach mit Stickerei und Passementerie verzieren. Reiche, schwere Stoffe jedoch, sowie die durchsichtigsten Mouffelinegewebe mit lebhaftem Muster bedürfen keiner Garnitur, überhaupt kann man letztere — ohne unmodern zu sein — an neuen Roben ganz entbehren.

Man spricht davon, bei eleganter Toilette den engen Her-

mel durch den sogenannten griechischen, das heißt einen weiten schlichten Ärmel, welcher von der Achsel frei herabhängt, zu vervollständigen; ein neuer Zug der modischen Vorliebe für den griechischen Styl.

Zu Confections, wie Jacken, Casagues, Paletots u. s. w. sieht man weißen oder schwarzen Kaschmir den Seidenstoffen vor, doch müssen derartige Confections dann mit Seide gefüttert und, namentlich die schwarzen, reich mit Spitzen, Perlen oder Sticke-

rei garnirt sein. Ebenfalls gibt es für distinguirte, zu einem Kleide aus einfachem, jedoch gediegenem Wollenstoff den Züpon von Seide zu tragen. Freilich will ein solches Costüm nicht „einfach, aber elegant“, sondern elegant trotz der Einfachheit sein. „Man fühlt die Abicht und man wird verstimmt.“

Die Rückkehr zum Gediegenen macht sich auch in der Wahl der Schmuckfachen bemerkbar. Die Ketten Venoson hat der gute Geschmack verbannt, desgleichen die großen Ohrgehänge,

Dolche u. s. w., welche an die Wilden Afrikas erinnerten. Sehr beliebt sind gegenwärtig — selbst zu hohen Kleidern — Colliers, aus einer feinen Goldfette bestehend, mit einem oder mehreren länglichen Medaillons von mattem Golde; dieselben schmückt eine Blume in Emaille oder eine Chiffre aus feinen Perlen, Steinen oder dergl. Oft auch trägt die Kette anstatt des Medaillons ein Kreuz aus edlen Steinen.

[1560]

Veronika v. G.

„Ich liebe, was fein ist!“

Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Comp. von Bernhard Hopffer

Munter.

Singstimme. *p* Ich lie - be, was fein ist, und wenn's auch nicht mein ist! Am Him - mel die Ster - ne, die

Pianoforte. *p*

Son - ne, den Mond; auf Er - den die Fer - ne, und was da - rin wohnt. Die Vö - gel in Lüf - ten, die

dolc. Ro - sen im Thal, — mit Ber - gen und Klüf - ten die gan - ze Welt zu - mal. *cresc.*

pp *p* *f* *decresc.*

Ich lie - be, was fein ist, und wenn's auch nicht mein ist! Die blü - hen - den

p *poco rit.* *a tempo.* *dolc.*

Wan - gen, die Au - gen so klar, die Stir - ne um - fan - gen von licht - braunem Haar, so ne - dlich, so

cresc.

to - se, wie spie - len - der Wind, die Son - ne, die No - se, das al - ler - schön - ste

mf *a tempo.* *poco rit.* *a tempo.* *mf*

Kind. die Son - ne, die No - se, das al - ler - schön - ste Kind! Julius Rodenberg.

f *p*

Fig. 1. Keilrobe von grauem Taffetas, am untern Rande in abgestumpfte Zacken ausgeschnitten, welche mit schwarzer Lize eingefasst sind; die drei vorderen Nähte der Robe garniren große, runde, mit schwarzem Taffet überzogene Knöpfe, welche gleichzeitig die Taille vorn schließen. Gürtel mit Rosette von schwarzem Taffet. Hut von gelbem Stroh mit einem Kranze von Feldblumen; schwarz und rot, languetirte Bindenbänder; Tüllecharpes.

Fig. 2. Toilette eines jungen Mädchens: Kleid von blauem Foulard mit schwarzen Streifen, edig ausgeschnittene Taille, durch ein Mullgemisct mit langen Nermeln vervollständigt. Gürtel von schwarzem Taffet mit zwei Ammonières.

Fig. 3. Anzug von weißem Alpaca; die Garnitur am Augenvrande des Kleides und Paletots besteht aus drei Rollen von reifarbenem Taffet und schwarzen Kugelnöpfen von Zet, welche erstere in bestimmten Zwischenräumen aufsteigende Patten bilden. Hut Kamballe von weißem Stroh mit Kresse garnirt.

Dogogryph.

Ich bin des Friedens schützende Macht, Doch rief nur der Streit mich ins Leben; Unbeugsam und fest und nach gleichem Maß Soll ich Jedem das Seine geben.

Ein Laut davor — und im Grundprincip Bin ich durchlöchert, gespalten; Jetzt nehm' ich, was man mir gibt; doch nur Damit es And're erhalten! [1575]

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 184. „Kasserolle.“

Auflösung des Rebus Seite 184.

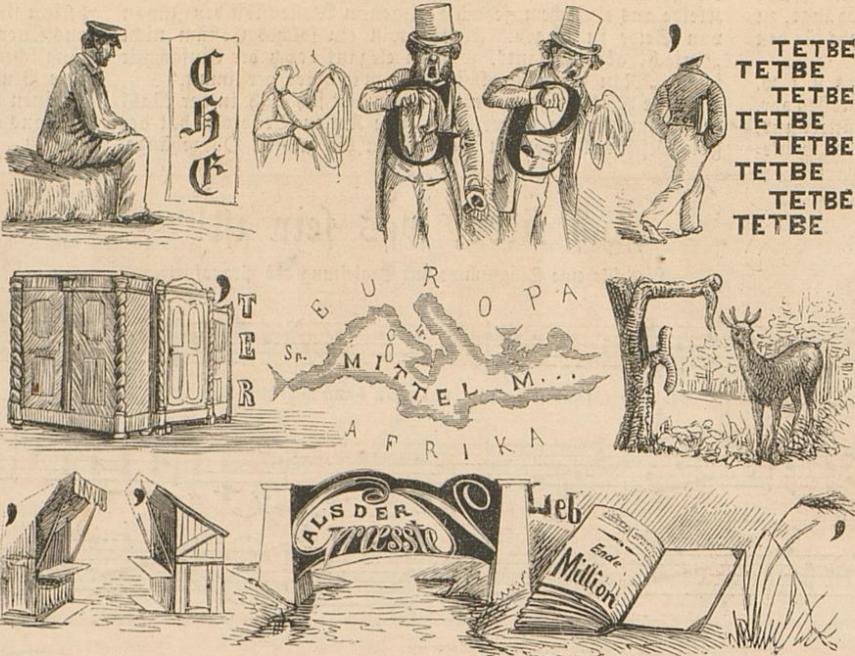
„Bereitet dir auch trüben Kummer, Dein Loos im Ningen und Entbehren, Stark ist dein Geist, er nimmt den Schlummer Und will dem Streben Kraft bescheren.“

Correspondenz.

Eine langjährige Abonnentin in B. Sie wünschen eine nähere Angabe über den Gebrauch des Blutlaugensalzes als Verilungsmittel für Gifenflecke: Lassen Sie sich in der Apotheke eine Lösung aus 1 Theil Blutlaugensalz, 500 Theilen Wasser und 1 Theil concentrirter Schwefelsäure anfertigen, weichen Sie die vollstetigen Stellen der Leinwand einige Stunden in dieser Lösung ein, waschen Sie alsdann die Leinwand mit weichem Wasser gehörig aus und entfernen Sie endlich die nunmehr blau erscheinenden Gifenflecke durch Potaschenslösung. Natürlich muß die Leinwand zum Schluß noch einmal in reinem Wasser gespült werden. — Sie wollen ferner die Erfahrung gemacht haben, daß sich in wenig gebrauchter Wäsche bei längerem Aufbewahren Rostflecke finden — ohne eine Berührung mit eiser- nen Gegenständen ist dies aber schlechterdings unmöglich. Halten Sie die Wäsche nur von allem Eisen (also auch im Schranke von dem Schlosse, von den Knöpfen eiserner Nägel etc.) fern und keine Rostflecke werden die schneeweißen Linen tigen. [1407]

Dr. W. v. M. in G. Daß die Seebäder dem Haarwuchs irgend welche Gefahr drohen, ist traditionelle, aber durchaus unbegründete Furcht; man darf im Gegentheil behaupten, daß der heilsame Impuls, welchen sie dem gesammten Stoffwechsel ertheilen, auch dem Wachsthum der Haare förderlich sei. Entfagen Sie also jeder bangen Sorge um

Rebus.



TETBE
TETBE
TETBE
TETBE
TETBE
TETBE
TETBE

Ihren Hauptstudium und folgen Sie getrost dem hausärztlichen Rathe. Während des Bades lassen Sie Ihr Haar in fesselloser Fülle wallen, entfernen Sie unmittelbar darauf das überflüssige Wasser durch Ausdrücken und Trocknen des Haares mittelst eines weichen, lockeren Wollstoffes und überlassen Sie es der Strandluft, dasselbe vollends zu trocknen. Erst dann mögen Sie es wieder, unter Benutzung Ihres gewöhnlichen Haarbürschels, zu kunstvollem Bau zusammenflechten.

Brendig. Zum Studium der Japanischen Sprache empfehlen wir Ihnen: Rodriguez, Elements de la grammaire Japonaise. Trad. du Portug. par C. Landresse. Précéd. d'une explic. des syllabaires et de 2 planches par Abel-Rémusat. Der antiquar. Preis würde 1½ — 2 Thaler betragen.

Dr. B. S. Für die heißen Tage können Sie sich ein an Kohlensäure reiches Wasser leicht selbst herstellen: Füllen Sie eine Selters- oder Champagnerflasche mit kochendem Wasser, thun Sie 45 Gran Weinstein- und 60 Gran doppeltkohlensaures Natron in Stücken oder Krystallen hinein, verkorken Sie die Flasche gut und schlingen Sie einen Bindfaden um den Kork. Dann legen Sie die Flasche bei Seite, um sie nach etwa zwei Stunden umzuschütteln. Hat sich Alles aufgelöst, so ist das „Sodawasser“ fertig.

Dr. v. G. in W. Das neueste Genre in Tapisserte ist eine Imitation der alten Gobelinweberei. Wir empfehlen Ihnen folgendes Arrangement eines

Vöhrne, Rechenbuch; Garde, deutsche Grammatik; Herms, Zeichenschule von Schilling, kleine Naturgeschichte. — Dr. M. in S. Vergleichen Sie Ihren Vortrag mit der so eben erschienenen trefflichen Uebersetzung der „Rechtshof'schen“ von S. Viehoff. Diefelbe ist in der „Bibliothek ausländischer Klavierschüler (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) enthalten, eine Sammlung von Meister- und Welterwerken der modernen Literatur in meistens ganz auszeichneten Uebersetzungen, welche wir bei dieser Gelegenheit wieder empfehlen wollen. — Manuelle Elisabeth T. auf S. Gute Gesangsübungen von Daccal. Indes glauben wir die Vemerkung hinzufügen zu sollen, daß ohne Lehrer die Schule nicht viel nützt, da man sein Donnam nicht selbst beurtheilen kann. — Dr. Amalie in B. Ihre Lebensgeschichte ist sehr rührend, ja sie gäbe einer geübten Feder gewiß Stoff zu einem spannenden Roman: in Ihrer fragmentarischen Darstellung auf kaum vier Seiten jedoch eignet sie sich in keiner Weise zur Veröffentlichung. — Hin. M. in Glog. Wir haben mit Vergnügen Ihren Brief gelesen und die beigefügten Verse konnten uns in unserer guten Meinung nur bestärken. — Dr. F. S. M. Freiligrath's: „O lieb' so lang du lieben kannst!“ — Dr. M. in M. i. Th. hat die Absicht, zu den in reinem Aether sich wiegende Höhen des Parnas' emporzuklimmen. Wir zweifeln, ob ihm das durch die uns eingesandten, gelingen werde.

